1,60 DM / Band 195
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Eine schaurige Warnung

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Eine schaurige Warnung

John Sinclair Nr. 195

von Jason Dark

erschienen am 30.03.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Eine schaurige Warnung

Nebel umwallte die einsame, zwergenhafte Gestalt, die auf die Häuser starrte und ihre Lippen zu einem grausamen Lächeln verzog. »Ihr werdet es büßen«, flüsterte sie, »alle werdet ihr es büßen. Dieser Wald gehört mir, mir allein. Und so soll es bleiben. Alle, die es ändern wollen, werden vernichtet. Wie er!«

Der Zwerg lachte, griff hinter sich und holte einen Gegenstand hervor. Es war ein kopfloses Skelett. Wütend schleuderte er es auf die Straße und warf den Schädel hinterher.

Abrakims grausame Warnung!

Fast wäre mir der Teller vom Tablett gerutscht, als ich es auf dem Tisch der Kantine abstellte. Wäre allerdings nicht schade um den Fraß gewesen, denn was sich da Reis mit Huhn nannte, war nichts anderes als eine Pampe, mit der man irgend etwas hätte kleistern können. Das Zeug schmeckte auch so, und ich stocherte lustlos mit der Gabel in dem Fraß herum.

»Darf ich?«

Die Stimme, die da so forsch fragte, war männlich und gehörte einem Kollegen von der Sitte.

Ich hob den Kopf. »Sicher, nehmen Sie Platz, Smitty.«

»Danke.«

Wir, das heißt die älteren, nannten ihn alle nur Smitty. Der Kollege, auch Oberinspektor wie ich, war fast auf den Tag ebenso lange beim Yard wie meine Wenigkeit. Nur hatten sich unsere Wege getrennt, und begegnet waren wir uns nur sehr selten.

»Wenn man John Sinclair finden will, muß man nur in die Kantine gehen«, sagte Smitty und grinste.

»Wenn das Essen weiterhin so bescheiden ist, werde ich nie mehr hier essen.«

»Das müssen Sie nicht so eng sehen«, sagte Smitty. Er begann mit gesundem Appetit zu essen und schlug richtig zu, so daß ich große Augen bekam.

Dabei hatte er das gleiche Gericht genommen wie ich.

»Und das schmeckt Ihnen?« fragte ich.

»Normalerweise nicht, aber heute ist ein besonderer Tag.«

»Aha. Und welcher?«

»Mein letzter Arbeitstag. Ich habe endlich drei Wochen Urlaub bekommen.«

»Bravo. Und wo verbringen Sie die als Junggeselle?« Ich grinste.

»Südsee, Mädchen…«

»Nein, nein, keine Mädchen und keine Palmen. Ich fahre nach Schottland und erhole mich dort bei langen Spaziergängen und viel Schlaf. Natürlich auch ein wenig Whisky«, fügte er lächelnd hinzu.

»Schottland?« murmelte ich. »Nun ja, warum auch nicht. Das Land hat seine Reize. – Meine Eltern stammen aus Schottland, und sie wohnen noch immer dort. Ich wünsche Ihnen auf jeden Fall einen angenehmen Aufenthalt.«

»Danke, John.«

Eine Bedienung räumte meinen Teller ab. »Hat es Ihnen nicht geschmeckt, Sir?« flötete sie.

»Nein.«

»Mir auch nicht.«

Dann mußten wir beide lachen.

Meine Pause war vorbei. Mit der flachen Hand schlug ich auf die

Tischplatte und erhob mich. »Ja, dann wünsche ich Ihnen einen angenehmen und erholsamen Urlaub, Smitty«, sagte ich und reichte meinem Kollegen die Hand.

»Danke, John, den werde ich sicherlich haben.«

An der Tür drehte ich mich noch einmal um und schaute zu seinem Tisch hinüber. Es war das letzte Mal in meinem Leben, daß ich Smitty so sah. Wochen später wurde ich wieder an diese Begegnung erinnert, aber da war es bereits ein Fall für mich geworden…

***

Das junge Mädchen schüttelte sich, als würden Spinnen über seinen Rücken laufen.

»Was hast du denn?« fragte Eric Black, ihr Begleiter.

»Angst, Eric, einfach Angst.«

Der Mann lachte. »Warum?«

Nicole Sester blieb stehen. Dabei rutschte Erics Arm von ihrer Schulter. »Schau dich doch mal um. Das ist hier alles so unheimlich, so gespenstisch…«

»Nichts ist gespenstisch. Dich hat nur das Gerede der Leute verrückt gemacht.«

»Nein, nein, das glaube ich nicht.«

Eigentlich mußte Eric seiner Freundin recht geben. Auch ihm war nicht eben fröhlich zumute. Aber das konnte er ihr ja nicht so sagen.

Sie hatte den Spaziergang nicht mitmachen wollen. Eric bestand darauf, jetzt mußte er auch die Konsequenzen tragen.

Bei Dunkelheit hätte ihn auch keiner in den Wald bekommen, doch am Nachmittag konnte man sich so etwas schon erlauben. Es war zwar kein strahlender Sonnentag, im November verlangte das auch niemand, doch der Wind hatte den Himmel blankgefegt, so daß wenigstens keine Nebelfelder zwischen den Bäumen lagen und diesen Wald noch undurchdringlicher machten.

Wald der Erhängten, so nannten ihn die Bewohner des nahen Dorfes. Und sie redeten nur flüsternd darüber, denn in diesem Waldstück waren tatsächlich zahlreiche Menschen ums Leben gekommen. Man fand sie immer erhängt an den Bäumen.

Und zwar als Skelette.

Das war das Schaurige an der Sache. Ein normaler Toter ist schlimm genug, doch wenn man plötzlich ein echtes Gerippe am Baum hängen sah, war das ein Schock.

Die Polizei hatte den Wald durchkämmt. Sie war Spuren nachgegangen, aber sie hatte nichts gefunden.

Die Dorfbewohner allerdings hatten eine Erklärung.

»Das ist der Geist des alten Abrakim!« wurde hinter der hohlen Hand geflüstert.

Wer oder was dieser Abrakim war, wußten Eric Black und seine Freundin nicht. Sie waren in den Wald gegangen, um die frische Luft bei einem Spaziergang zu genießen, und es paßte Eric überhaupt nicht, daß Nicole keine Lust mehr hatte.

»Laß uns zurückgehen«, bat sie.

»Warum?«

»Ich fürchte mich wirklich.«

Eric stöhnte auf. Seit drei Tagen hatten sie jetzt Urlaub. Fast zwei Wochen lagen noch vor ihnen. Wenn es jetzt schon zum Krach kam, wurde die nächste Zeit bestimmt nicht erfreulich. Und den Wald konnten sie später noch einmal durchwandern.

»Okay, du hast mich überredet«, gab der junge Mann zu. »Wir kehren um.«

»Das ist nett.«

»Aber den gleichen Weg nehmen wir nicht.«

»Warum nicht?« Nicole schaute zu Eric hoch. In ihren Augen blitzte Furcht.

»Weil wir den schon kennen«, erwiderte Eric. »Wir können doch einen Bogen schlagen.«

»Wenn du meinst.«

»Aber sicher, Girlie.« Eric faßte seine Freundin unter, und sie gingen weiter.

Der Weg war schmal. Wie ein breites Band wand er sich durch den dichten Wald. Die meisten Bäume hatten ihre Blätter abgeworfen. Nur ein paar besonders starke wollten das Laub behalten.

Es war ein gesunder Wald. Nadel- und Laubhölzer hielten sich hier die Waage. Der Boden wurde von einer dicken Humusschicht bedeckt, und aus den nahen Bergen, wo bereits der erste Schnee lag, schäumten kleine Bäche mit kristallklarem Wasser in die Täler und mündeten dort in einen der zahlreichen Seen, die es in dieser Gegend zu Dutzenden gab.

Die jungen Leute waren der Witterung entsprechend angezogen.

Sie trugen derbes Schuhwerk, Wanderkleidung, die auch mal einen Regenguß aushielt, und um den Hals geschlungen wollene Schals, die sie gegen den Wind schützten.

Es war nicht einfach, auf dem Weg schnell zu laufen, wie es Nicole Sester vorgehabt hatte. Das starke Wurzelwerk der alten Bäume hatte seinen Weg bis über die Erde gefunden und bildete an manchen Stellen regelrechte Stolperfallen.

Dicht war das Unterholz. Es wuchs auch ziemlich hoch, so daß es des öfteren mit den tiefhängenden Zweigen der Bäume in Berührung kam. Eric hatte vor, den Hügel zu umrunden, um an der anderen Seite wieder in das Dorf zu laufen. Das würde etwa zwei Stunden dauern, so daß sie mit Beginn der Dämmerung wieder im Gasthaus waren.

In dem kleinen Ort fühlten sie sich wohl. Wohler jedenfalls als in Glasgow, wo beide studierten und nicht so recht weiterkamen.

Deshalb auch der Urlaub. Sie wollten in den Tagen über Probleme nachdenken, die mit dem Studium zusammenhingen. Vor allen Dingen ging es um die Umweltverschmutzung. Beide waren engagierte Ökologen und setzten sich aktiv für die Erhaltung der Umwelt ein.

Daran dachte auch Eric, als er sagte: »Jetzt stell dir einmal vor, Nicole, dieser Wald hier würde abgeholzt.«

»Um Himmels willen, daran darf man gar nicht denken.«

»Das sagst du so. Aber hast du nicht die riesigen Bagger gesehen? Hier soll Kohle liegen. Wie ich gehört habe, besteht längst ein Plan, die Bodenschätze auszubeuten, und sie haben ja auch schon damit angefangen. Von einem Professor habe ich erfahren, daß sich das Kohlefeld unter diesem Hügel ausbreitet. Um also das schwarze Gold abzubauen, müßten der Hügel und der Wald geopfert werden.«

»Kann man denn da nichts tun?«

Eric hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir könnten darüber mal mit den Dorfbewohnern sprechen.«

»Ja, das wäre zu machen.«

Sie gingen weiter. Immer tiefer drangen sie in den Wald. Jetzt wurde beiden klar, warum die Menschen im Ort von einem unheimlichen Wald sprachen.

Er wurde immer dichter. Ein regelrechter Urwald. Auch der Weg verschwand. Da waren junge Bäume vom Sturm geknickt und umgerissen worden. Sie bildeten Barrieren und Hindernisse, die überklettert werden mußten. Sperriges Unterholz sorgte für eine weitere Erschwernis, und der weiche, mit Humus bedeckte Boden, roch nach Moder und Fäulnis.

Auch sahen sie keine Tiere, was ihnen beinahe unheimlich vorkam. Gespenstisch hingen lange Pflanzen von den Ästen der Bäume und bildeten einen Wirrwarr, den man nur von den tropischen Wäldern her kannte.

»Das ist ein richtiger Geisterwald«, flüsterte Nicole.

»Da kannst du recht haben.«

»Ich glaube doch, daß wir lieber umkehren. Hier kommen wir nicht mehr durch.« Nicole blieb stehen, und auch Eric verhielt seinen Schritt.

Der Atem dampfte vor ihren Lippen. Es war ziemlich kühl geworden. Vor ihnen, wo das Astwerk der Laubbäume praktisch ineinander überging, hingen feine Dunstschleier in der Luft. Sie schwebten über dem Boden wie geisterhafte Gestalten, und vom Himmel, der kaum zu sehen war, sickerte graues Tageslicht.

Die Atmosphäre war unheimlich geworden.

Beide schreckten zusammen, als irgendwo ein Käuzchen ertönte.

Es war ein klagender Ruf, der wie das letzte Aufbäumen einer sterbenden Kreatur durch den unheimlichen Wald geisterte.

»Der Totenvogel«, sagte Eric. Er hatte seine Stimme unwillkürlich gesenkt.

»Mir ist es unheimlich…«

Eric warf Nicole einen langen Blick zu. Er sprach nicht dagegen.

Auch ihm war es nicht gerade wohl bei diesem Gedanken, hier mutterseelenallein im Wald herumzuspazieren.

Die Einheimischen aus dem Ort hatten wirklich nicht gelogen.

Dieser Wald schien auf irgendeine böse Art und Weise verzaubert zu sein. Hinzu kam die Geschichte von dem Geist des Abrakim, der den Geisterwald beherrschte.

Ein Mensch, schon lange tot, so erzählte man sich, aber immer noch da und als Hüter des Waldes ausersehen.

»Komm, Eric.« Nicole streckte ihren Arm vor und faßte den Freund an der Schulter. »Ich will zurück.«

»Ja, gleich.«

»Warum nicht jetzt?«

»Weil ich noch einen Blick nach vorn werfen möchte.«

»Aber da sind doch nur diese Baumstämme.«

»Eben. Ich klettere hinauf.« Eric setzte sein Vorhaben sofort in die Tat um, ohne dabei auf die Proteste seiner Freundin zu achten.

Die Stämme mußten schon lange hier liegen, denn im Laufe der Zeit hatte die Witterung an ihnen gearbeitet. Sie waren sehr glatt und von einer dünnen Moosschicht bedeckt. Unkraut wuchs an den Bruchstellen der Bäume hoch.

Der junge Mann stand auf einem Stamm und mußte sich nach vorn beugen, um sich festzuhalten, sonst wäre er gefallen. Er hatte sich einen besonders starken Ast ausgesucht und stellte fest, daß er sogar sein Gewicht aushalten würde.

Eric kletterte auf ihn.

»Was machst du da?« rief Nicole, der es überhaupt nicht paßte, daß ihr Freund sich als Forscher betätigte.

»Ich will nur nachschauen.«

»Da gibt es doch nichts zu sehen.«

Eric wollte ihr im ersten Augenblick recht geben. Viel gab es wirklich nicht zu sehen. Der Wald war hinter diesen umgestürzten Baumstämmen noch mehr zu einem Dickicht geworden, einer regelrechten Verfilzung aus Zweigen, Pflanzen und Unkraut, das im Winter langsam dahinfaulte, um sich im Sommer wieder zu erholen.

Eric schaute noch nach links, wo dichte Nadelhölzer standen. Unter ihnen wuchs ein grünbrauner Grasteppich.

Und dort schimmerte etwas.

Bleich und irgendwie gelblich sah es aus. Es hob sich deutlich von

der Unterlage ab.

Tief holte Eric Luft. Hatte man hier auch damit angefangen, die Umwelt zu verschmutzen. Sein Ökobewußtsein lehnte sich dagegen auf. Er wollte nachschauen.

»Was ist denn?« rief Nicole.

»Ich habe da was entdeckt.«

»Und?«

»Weiß noch nicht. Ich sehe mal nach.«

Nicole Sester stampfte mit dem rechten Fuß auf. Ein Zeichen, daß sie wütend war.

»Komm doch endlich zurück, Eric.«

»Nein.«

Jetzt war es Nicole leid. Sie kannte ihren Freund und wußte, daß man ihn schwerlich umstimmen konnte. Zudem war sie ebenfalls neugierig geworden, und so faßte sie sich ein Herz und kletterte hinter Eric Black her.

Nicole rutschte auf den glatten Stämmen aus, schaffte es jedoch, sich festzuhalten, weil sie einen Ast als Stütze benutzen konnte.

Inzwischen näherte sich Eric der Stelle, wo er das Weiße hatte schimmern sehen. Der Boden war hier feuchter, und er mußte durch hohes Gras steigen, das von seinen Wanderschuhen geknickt wurde.

Noch zwei Schritte, dann stand er neben dem Fund.

Er fuhr zurück. Im ersten Moment wollte er nicht glauben, was er zu sehen bekam, aber das war keine Täuschung, denn vor seinen Schuhspitzen lag ein Schädel.

Ein menschlicher Totenkopf!

Blank und beinern. Mit leeren Augenhöhlen, einem offenen Mund und den Resten der Zähne, die noch aus beiden Kiefern wuchsen.

Ein verdammt makabrer Scherz, hier einen Schädel hinzulegen, dachte der junge Mann. Trotzdem irgendwie erklärlich, denn dieser Wald sollte ja nicht ganz geheuer sein, und da mußte man mit solchen und ähnlichen Überraschungen rechnen.

»Eric, mein Gott!« scharf stieß Nicole diese Worte aus und klammerte sich an ihren Freund. Er spürte ihre Finger sogar durch den dicken Stoff der Jacke.

Eric schwieg.

Nicole war nicht zu beruhigen. »Das… das darf doch nicht wahr sein. Wirklich nicht. Ein echter Schädel …«

»Moment.« Der junge Mann hatte sich wieder gefangen. »Woher willst du wissen, daß er echt ist?«

»Das sehe ich doch.«

»Dann bist du besser als ich.«

»Eric, bitte, laß uns jetzt nicht streiten. Hier bleibe ich keine Sekunde länger. Ich will wieder zurück, und auch in diesen Wald setze ich

nicht einen Fuß mehr.«

»Schon gut.« Eric grinste ein wenig verzerrt. »Die Leute haben doch gesagt, daß dies hier ein Geisterwald oder ein verfluchtes Gelände ist. Da mußt du schon mit so etwas rechnen.«

»Ich will aber nicht.«

»Mach dich doch nicht selbst verrückt, Girlie. Reiß dich zusammen. Der Schädel ist ein Scherz, mehr nicht. Glaub mir, da hat sich irgend jemand einen Spaß erlaubt.«

»Auf solche Späße verzichte ich. Mich hält hier nichts mehr. Laß uns endlich gehen.«

Eric gab nach. Seine Freundin hatte sich schon umgedreht. Sie wollte den gleichen Weg zurückgehen, doch dagegen hatte Eric etwas. »Nein, das ist mir zu unbequem. Laß uns einen Bogen schlagen. Ich will nicht noch einmal klettern.«

Nicole war mit dem Vorschlag einverstanden. Hauptsache, sie konnte den verdammten Wald verlassen.

Sie war sogar die erste, die sich in Bewegung setzte. So schnell es ging, lief sie vor und wühlte sich förmlich durch das dicht wachsende Unterholz. Überlaut klang das Brechen und Knacken der Äste. Ihre Füße stampften auf dem Boden, wo sie Abdrücke hinterließen.

Eric ging etwas langsamer, wurde dann jäh erschreckt, als er Nicoles Schrei hörte.

»Eriiiic!«

Er brauchte nur Sekunden, um bei Nicole zu sein. Das Mädchen stand vor Entsetzen erstarrt. Es hatte die Hände gegen seine Wangen gepreßt und starrte mit schockgeweiteten Augen auf das, was vor ihr an einem Ast hing. Es war ein kopfloses Gerippe!

***

Auch Eric Black wurde es mulmig. Eine Gänsehaut strich über seinen Körper. Er wußte im ersten Augenblick nicht, was er sagen sollte. Das kam bei ihm selten vor.

Nun wußte er, wozu der auf dem Boden liegende Schädel gehörte.

»Eric, mein Gott, was ist das nur!« Nicole wandte sich schluchzend ab und barg ihr Gesicht an der Schulter des jungen Mannes.

Sie hatte wirklich Angst bekommen, als sie das Skelett so plötzlich an dem Baum hängen sah.

Es bot einen makabren Anblick. Da der Kopf völlig fehlte, begann sein Körper praktisch mit den Schlüsselbeinen. Unter diese Knochen war auch das Seil geschlungen, dessen anderes Ende mit einem starken Ast verbunden war. Wenn man das Skelett berührte, so schaukelte es hin und her, und die Knochen klapperten gegeneinander.

Eric Black hatte für Scherze dieser Art Verständnis, aber dies ging ein

wenig zu weit.
»Es ist echt«, schluchzte Nicole. »Wirklich, Eric, glaube mir.«
»Woher willst du das wissen?«
»Ich… ich … spüre das.« Sie zog die Nase hoch. »In diesem Wald passiert Schreckliches. Das weiß ich genau. Laß uns fliehen. Wir müssen weg!«
Da hatte sie recht. Auch Eric hielt nichts mehr an diesem makabren Ort. Er war nun ebenfalls der Meinung, daß dieses Skelett echt sein konnte, und sein Blick glitt unwillkürlich in die Runde, wobei er sich leicht drehte.
Stille umgab sie.
Der Wind war ebenfalls eingeschlafen, und das Tageslicht wurde auch schwächer. Zwischen den Bäumen hingen die langen Dunststreifen wie Fahnen. Der Tag war bald vorbei, die Dämmerung würde einsetzen, und dann war es in diesem Wald noch unheimlicher als bisher.
Da sah er die Gestalt.
Eric zuckte nicht zusammen, er stöhnte nur auf, als er den Unheimlichen entdeckte.
Er stand zwischen zwei Bäumen. Ganz in Schwarz war er gekleidet, eine kleine Gestalt, und trotz ihres zwergenhaftes Wuchses unheimlich anzusehen.
Und er war nicht allein.
Zwei Hunde begleiteten ihn. Große, gefährlich anzusehende Tiere, ebenso schwarz wie ihr Herr. Wie Denkmäler standen sie unbeweglich neben ihm und rahmten ihn ein.
Das Mädchen hatte von dem Mann und den Wölfen noch nichts gesehen. Es wunderte sich nur, daß Eric plötzlich so schweigsam war, und drängte: »Eric, bitte…«
Nicole erhielt keine Antwort.
Erst jetzt fiel ihr die unnatürlich steife Haltung ihres Freundes auf.
Auch sie drehte sich.
Der Schrei erstickte auf halbem Wege. Er drang nicht über die Lippen, nur ein pfeifendes Geräusch war zu hören. Nicole hörte ihr Herz heftig schlagen, diese beiden Tiere und der zwergenhaft gewachsene Mann hatten sie bis in ihr Innerstes erschreckt.
Abrakim!
Sie hatte von dem Menschen gehört, der längst tot sein sollte und dennoch in den Wäldern herumgeisterte. Nie wollte sie es glauben, nun sah sie ihn vor sich.
»Das ist er!« hauchte sie. »Mein Gott, das ist er. Eric, wir… wir…«
Ihre Stimme erstickte.
»Bleib ruhig«, wisperte Eric. »Nur nicht rühren, keine falsche Bewegung, die der andere mißverstehen könnte…« Eric redete, um

sich selbst zu beruhigen, wobei er ein Zittern in seiner Stimme nicht unterdrücken konnte.

»Was machen wir denn jetzt?«

»Erst einmal verhalten wir uns ruhig.«

»Aber wir können doch nicht ewig hier stehenbleiben.«

»Nein, das stimmt…«

Da Eric sich nicht traute, als erster loszugehen, ergriff das Mädchen die Initiative. Es überwand seine Angst. Eric spürte Nicoles Hand an seinem Arm. Die Finger befanden sich in Höhe seines Ellbogens, und sie hielten fest.

Er gab seinen Widerstand auf und ließ sich von Nicole langsam zur Seite ziehen.

Der zwergenhafte Mann und die beiden gefährlichen Hunde rührten sich nicht. Es schien ihnen egal zu sein, daß sich die beiden jungen Leute zurückzogen. Allerdings schauten sie ihnen nach, wie Nicole und Eric Schritt für Schritt in die Richtung wichen, die sie sich schon zuvor ausgesucht hatten.

Sie behielten den Mann und die zwei Hunde dabei im Auge.

Zwangsläufig konnten sie nicht auf den Boden achten, wo, unter dem Gras versteckt, das Wurzelwerk wuchs.

Eric Black erwischte es zuerst. Mit der Hacke stieß er gegen so ein Hindernis. Er stolperte, ruderte mit den Armen und hätte seine Freundin fast noch zu Boden gerissen. Sie schafften es beide, sich auf den Beinen zu halten.

Lachen.

Der Zwerg hatte es ausgestoßen. Hämisch drang es ihnen entgegen und schallte als böses Omen in ihren Ohren. Ohne daß sie darüber sprachen, war ihnen klar, daß der Zwerg wohl nicht vorhatte, sie entkommen zu lassen.

Sie würden sterben.

Und sie dachten an das Skelett. Würde es ihnen vielleicht auch so ergehen? Fand man sie schließlich auch erhängt an einem der Bäume hier im Geisterwald?

Diese Vorstellung trieb noch stärker die Angst in den beiden hoch. Sie schüttelten sich und gingen unwillkürlich schneller. Der erste Weg war zwar mühsam und unbequem gewesen, doch der zweite war kaum besser. Sie hatten vorhin nicht gesehen, daß ein rutschiger, laubbedeckter Abhang hinter dicht stehenden Nadelbäumen begann. Erst als sie sich an zwei Baumstämmen vorbeischoben und nach hinten wegkippten, wurde ihnen ihre Lage bewußt.

Das Mädchen fiel schneller, Nicole war schon fast verschwunden, als Eric nachgriff. Er bekam sie noch zu fassen, mit der anderen Hand umklammerte er einen Zweig, dessen Nadelgewächs unangenehm in seine Hand stach.

Er kümmerte sich nicht darum, denn jetzt erst machte der Zwerg eine Bewegung mit der Hand.

Das Zeichen für die Hunde.

Aus dem Stand sprangen sie. Sie wuchteten ihre schweren, dunklen Körper nach vorn, und es lag auf der Hand, welches Ziel sie hatten.

Die beiden jungen Leute!

Vielleicht eine Sekunde noch blieben Nicole und Eric stehen. Sie mußten erst begreifen, was sich da tat, und als sie es voll erfaßt hatten, hatten die beiden pechschwarzen und gefährlichen Hunde fast die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht.

Bei Eric war es wie eine innere Explosion. »Weg!« brüllte er, packte Nicole, die sich noch immer nicht rührte, und warf sich mit ihr nach hinten.

Da war der Hang.

Sie rutschten aus, klammerten sich aneinander fest, und dann wußte niemand der beiden, wo oben oder unten war. Sie wühlten das Laub auf, die Blätter wirbelten durch die Luft, hüllten die beiden sich überschlagenden Körper ein und vermischten sich mit hochgerissenen kleineren Zweigen, die Herbststürme von den Bäumen gerissen hatten.

Weiter unten, wo der Hang langsam auslief, standen die Bäume wieder dichter.

Einer von ihnen hielt Nicole und ihren Freund auf. Beide prallten sie gegen den Stamm. Sie hatten soviel Schwung, daß Nicole fast vorbei- und weitergerutscht wäre. Eric streckte seinen Arm aus und bekam das Mädchen im letzten Augenblick zu fassen.

Auf dem Bauch blieben sie liegen.

Ihr keuchender Atem vermischte sich mit dem scharfen Bellen und Hecheln der Bluthunde.

Nicole und Eric winkelten die Arme an und stemmten sich hoch.

Ihre Blicke glitten die Strecke zurück, die sie auf so unfreiwillige Weise hinuntergerutscht waren.

»O Gott!« hauchte Nicole. Sie schlug wieder ihre Hände gegen das Gesicht.

Eric biß sich auf die Lippe. In seine Augen trat ein harter Glanz.

Er schluckte. Auch ihn erschreckte das Bild, das Nicole so panikhaft hatte reagieren lassen.

Am Beginn des Hangs standen die beiden Hunde. Sie rahmten wieder die zwergenhafte Gestalt des geheimnisvollen Abrakim ein, der auf Nicole Sester und Eric Black niederblickte.

Er trug einen schwarzen Umhang, der wie eine Glocke auseinanderschwang und seine Füße bedeckte. Aus dem Halsausschnitt stach sein runder Kopf wie eine helle Kugel, denn Abrakim besaß keine Haare mehr, so daß seine Kopfhaut weiß schimmerte. Das Gesicht war nicht genau zu erkennen, doch die

beiden jungen Menschen glaubten fest daran, daß es sich dabei nur um eine verzerrte Fratze handeln konnte.

»Weiter! Wir müssen weiter!« keuchte Eric und half seiner Freundin auf die Beine.

Stolpernd kamen sie hoch, und sie ließen ihre Gegner keine Sekunde aus den Augen.

Der Zwerg streckte seinen Arm aus, senkte die Hand ein wenig und krümmte den rechten Zeigefinger, so daß dieser schräg nach unten wies.

Die Hunde verstanden.

Wie große Schatten huschten sie vor. Weite, gefährliche Sprünge brachten sie den Hang hinab, zwei wirkliche, auf den Menschen dressierte Tiere, mit weit aufgerissenen Rachen, aus denen die roten Zungen hingen und die Zähne hell schimmerten. Ihr Knurren hörte sich an wie gefährliches Donnergrollen. Die wirbelnden Beine schleuderten das Laub hoch, und manchmal, wo der natürliche Teppich besonders tief war, verschwand einer der Hunde.

Ein drohendes Knurren und wütendes Bellen klang den jungen Leuten entgegen.

Sie hatten längst kehrtgemacht und rannten um ihr Leben. Eric hatte seine Freundin an der Hand genommen. Er zog und riß sie quasi mit, weil Nicole nicht so schnell laufen konnte.

Hinter dem Abhang führte das Gelände zwar nicht eben weiter, sondern auch leicht schräg, aber es war dicht bewachsen. Sperrige Sträucher mit borstigen Zweigen und Ästen bildeten Hindernisse, in die Nicole und ihr Freund einbrachen.

Bellen!

Laut, gefährlich, siegessicher.

Und es wurde lauter, je weiter sie sich fortbewegten. Die Hunde waren schon dicht hinter ihnen, es würde nur noch Sekunden dauern, dann hatten die Bestien sie erreicht.

»Wir schaffen es nicht!« schrie Nicole verzweifelt. Ihre langen, herrlich roten Haare flogen. Die Flut hatte sich bereits ein paarmal in den sperrigen Zweigen verfangen. Nicole mußte sich mit Gewalt losreißen.

Der Boden unter ihnen änderte seine Beschaffenheit. Er wurde schwerer und feuchter.

Befand sich vielleicht Wasser in der Nähe?

Keiner der Flüchtlinge traute sich, einen Blick zurückzuwerfen.

Das hätte Zeit gekostet, und die Sekunden brauchten sie, denn nach wie vor flackerte in ihnen der Funke Hoffnung, es dennoch zu schaffen.

Ein Tümpel.

Sie sahen ihn, als es bereits zu spät war. Nicole und ihr Freund

brachen durch das Buschwerk, das die Ufer des Tümpel schamhaft versteckte, und standen im Wasser. Schlammig war der Grund. Sie sanken tiefer ein und merkten dabei auch, wie der Schlamm sich zäh um ihre Knöchel legte.

Sie spürten kaum die Kälte des Wassers, denn sie sahen den Schatten, der aus dem Gebüsch stürzte, das sie zuletzt hinter sich gelassen hatten.

Hoch spritzte das Wasser, als der erste Hund hineinsprang. Für einen Moment tauchte das Tier unter, und Eric bekam Zeit, Nicole anzufassen und sie hinter sich zu ziehen. So war sie in Deckung, wenn er mit dem Hund kämpfte.

Der zweite war stehengeblieben.

Atemwolken wirbelten vor seiner Schnauze. Aus dem Rachen drang ein heiseres Bellen, das den jungen Menschen irgendwie triumphierend erschien.

Der erste Hund war längst wieder aufgetaucht. Das Wasser des kleinen Tümpels reichte ihm bis unter den Bauch. Der Hund schüttelte sich, und ein paar Spritzer schleuderte er aus seinem Fell den beiden jungen Menschen ins Gesicht.

Nicole und Eric zuckten zurück. Ihre Angst wurde immer stärker, denn jetzt betrat auch der zweite Hund den Tümpel. Sein Knurren drang tief aus der Kehle und klang gefährlich.

Von Abrakim, dem Zwerg, war nichts mehr zu sehen. Er hielt sich im Hintergrund. Die vierbeinigen Diener würden ihm die Beute schon bringen.

Nicole und Eric wichen zurück. »Verschwinde!« keuchte der junge Mann. »Hau ab, laß uns in Ruhe…«

Seine Worte beeindruckten den schwarzen Hund nicht. Im Gegenteil, das Bellen wurde schärfer, härter, herausfordernder.

Und dann stieß er sich ab.

Trotz des hemmenden Wassers besaß er genügend Sprungkraft, um die beiden Menschen zu erreichen. Sie sahen den Körper auf sich zufliegen, rissen zum Schutz ihre Arme hoch, und mit der linken Faust schlug Eric unkontrolliert zu.

Er hatte Glück.

Seine Hand rammte gegen etwas Hartes, dann hörte er ein Jaulen.

Als sich die Gischtspritzer verflüchtigten, sah er, wie der Hund zusammenbrach. Der Hieb hatte ihn empfindlich an der Schnauze getroffen.

Aber er kam wieder hoch.

Und auch der zweite Bluthund war so nahe heran, daß er schon springen konnte.

Nicole drehte durch. »Neinnnn! Nicht!« schrie sie und klammerte sich an Eric fest.

Auch er wußte nicht mehr, was er machen sollte. Im Augenblick höchster Gefahr erlebten beide etwas, das die Situation grundlegend änderte und womit niemand von ihnen im Traum gerechnet hatte…

***

Glenda Perkins, meine Sekretärin, war schon weg, als das Telefon auf dem Schreibtisch klingelte. Meine Hand, die nach dem Mantel greifen wollte, blieb auf halbem Wege stehen. Sollte ich abheben oder nicht?

Mein Pflichtbewußtsein siegte, ich hob den Hörer von der Gabel und meldete mich.

»Ah, ich dachte, Sie hätten schon Feierabend gemacht«, motzte mich Sir James Powell, mein Chef, an.

»Eigentlich stünde es mir zu«, erwiderte ich.

»Reden Sie keine Opern. Kommen Sie rüber.« Damit legte er auf.

Opern singt man! dachte ich und verzog das Gesicht. Wenn der Alte so sprach, lag wieder etwas in der Luft. Und das paßte mir überhaupt nicht. Hoffentlich gab es nicht noch Nachwirkungen vom letzten Fall, da hatte es sich schließlich indirekt um das Geschlecht der Windsors gedreht, und der Adel ist empfindlich, wenn man seine Kreise stört. Allerdings hatten Suko und ich uns aus der näheren Umgebung der Windsors herausgehalten.[1] Den Mantel ließ ich hängen, durchquerte Glendas Zimmer, wo die Schreibmaschine sorgfältig abgedeckt war, und stieß an der Tür fast mit Suko zusammen.

Der Chinese, inzwischen bei Scotland Yard als Inspektor tätig, machte große Augen. »Du bist noch so arbeitswütig?«

»Nein, aber der Alte.«

»Viel Spaß. Soll ich dich begleiten?«

»Davon hat er nichts gesagt.«

»Dann warte ich solange.«

»Kannst du machen.«

Im Flur begegneten mir einige Kollegen, die zu den Lifts strebten.

Ich hoffte nur, daß die Unterredung nicht zu lange dauerte.

Das Büro des Superintendenten war überheizt. Wie immer hockte Sir James leicht verbiestert aussehend hinter seinem Schreibtisch.

Diesmal lag keine Akte vor ihm, sondern Fotos. Als ich den Raum betrat, hielt er sie hoch, allerdings so, daß ich nur die Rückseite davon zu sehen bekam.

»Setzen Sie sich.«

Ich ließ mich auf meinem edelsten Körperteil nieder und wartete auf die unvermeidliche Eröffnung.

Die kam auch. »Sie kennen Jack Smith?«

»Möglich.«

»Ich meine den Jack Smith, der hier von den Kollegen auch Smitty genannt wird.«

»Natürlich, Sir. Den kenne ich. Hat ja fast mit mir angefangen, der Gute. Vor einigen Wochen sah ich ihn zum letztenmal. Wir trafen uns in der Kantine. Smitty wollte nach Schottland in Urlaub fahren und war völlig aus dem Häuschen. Wäre ich übrigens auch, Sir, wenn ich mal Urlaub bekäme.«

»Ja, nach Vernichtung der Mordliga.«

»Ich wollte eigentlich nicht bis zum Rentenalter warten, Sir.«

»Wenn Sie diese Berufsauffassung haben, können Sie gleich gehen«, konterte mein Chef, wechselte dann jedoch das Thema und kam auf Smitty zurück. »Jack Smith ist auch nach Schottland gefahren. Nur kam er nach seinem Urlaub nicht zurück. Man begann, sich Sorgen zu machen, und schließlich, als Smitty, unauffindbar blieb, schalteten wir uns ein. Zwei Kollegen flogen nach Schottland, erreichten auch nichts. Vor vier Tagen schließlich fand man unter einem Abfallhaufen das, was von Smitty übriggeblieben war.«

Schon bei den ersten Worten des Superintendenten hatte sich bei mir der Magen zusammengezogen. Als er mir die Fotos überreichte und ich sie umdrehte, wich das Blut aus meinem Gesicht.

Auf einem Bild sah ich einen bleichen Totenschädel mit leeren Augenhöhlen, auf dem anderen entdeckte ich ein Skelett, das kopflos war. Für mich bestand kein Zweifel, daß Kopf und Skelett zusammengehörten.

»Verdammt«, flüsterte ich, und meine Stimme klang rauh dabei.

»Wie war das möglich?«

Der Superintendent hob die Schultern. »Wir wissen es nicht. Aber Sie werden es herausfinden, John. Denn das fällt in Ihren Bereich. Fahren Sie nach Schottland, und klären Sie den schrecklichen Mord auf.«

»Steht es denn fest, daß dieser Schädel und das Skelett von Smitty sind?«

»Ja. Das hat ein Zahnarzt anhand des Zahnschemas und der behandelten Zähne herausgefunden.«

»Natürlich.« Ich war noch immer wie vor den Kopf geschlagen.

Lieber Himmel, was hatte sich Smitty auf seinen Urlaub gefreut.

Und dann war er in eine Falle gelaufen, wie sie bösartiger und heimtückischer wohl nicht sein konnte. Welcher Teufel hatte diesen Mord wohl zu verantworten?

»Wann können Sie fahren?« erkundigte sich Sir James.

»Morgen früh.«

»Das geht in Ordnung. Und nehmen Sie Suko mit. Ich möchte, daß der Fall so rasch wie möglich aufgeklärt wird. Unterlagen finden Sie hier.« Sir James zog eine Schublade am Schreibtisch auf und holte einen Aktenordner hervor.

Ich hatte doch gewußt, daß es nicht ohne ging. Ich nahm den grünen Hefter entgegen. Normalerweise war ich jetzt entlassen, das wußte ich

aus früheren Gesprächen, aber Sir James hatte noch etwas auf dem Herzen.

»Klären Sie diesen Fall so rasch wie möglich. Wir können uns so etwas nicht bieten lassen. Für mich stellt dieser Mord eine ungeheure Provokation dar.«

Ich nickte. »Wir werden unser bestes tun, Sir.«

»Das hoffe ich.«

Damit war ich entlassen. Im Büro fand ich Suko telefonierend hinter seinem Schreibtisch. »Da kommt er zurück«, rief er in den Hörer und deckte die Sprechmuschel ab. »Ich telefoniere gerade mit Shao. Sie hat das Essen fast fertig. Jane ist ebenfalls eingetroffen.«

»Ich komme mit.«

Suko wiederholte meine Worte und wies Shao an, auch das Bier kaltzustellen. »Wie ich John kenne, hat er nach einem Tag im staubigen Büro immer Durst.«

Der war mir vergangen, aber das sagte ich nicht. Meine Gedanken drehten sich bereits um diesen schrecklichen Fall. Ich hatte mir die Bilder – es waren gestochen scharfe Farbaufnahmen – genau angeschaut. Gerippe und Schädel sahen wirklich scheußlich aus. Da hing keine Haut mehr an den Knochen, nicht den kleinsten Rest entdeckte ich. Es schien, als habe jemand den Schädel blankgewaschen.

Allerdings mit Säure…

Ich räumte noch ein paar Sachen weg und verließ gemeinsam mit Suko unser Büro, das von den Putzfrauen betreten wurde.

Erst im Wagen stellte Suko die Frage, die ihm sicherlich schon lange auf dem Herzen brannte. »Was ist geschehen, John?«

Ich fuhr langsam an. »Wir können den Abend nicht ausdehnen«, erwiderte ich. »Morgen geht es nach Schottland.«

»Und?«

»Ein verdammt übler Fall.« Ich mußte stoppen und holte die Fotos hervor. »Da.«

Suko schaute sie sich an. »Was ist damit?«

In knappen Sätzen berichtete ich von Smitty und auch darüber, was Sir James mir gesagt hatte.

»Oh, verflucht, das ist hart«, gab mein chinesischer Freund und Kollege zu.

»Sicher.«

»Gibt es irgendwelche Spuren?«

»Die Unterlagen habe ich zwar noch nicht genau gelesen, doch Sir James zeigte sich da ziemlich pessimistisch.«

»Dann müssen wir eben selbst die Dinge herausfinden.«

Ich schaltete die Wischer ein, denn dicke Tropfen fielen vom Himmel. Sie schlugen hart auf den Wagen, weil sie mit Graupel

vermischt waren.

Wieder einmal nach Schottland. Vielleicht sogar in die Nähe meiner Eltern, die ja in Lauder wohnten, oder auch nicht weit weg vom Kloster St. Patrick, wo ich gute Freunde von mir wußte. Dort lebte Bruder Ignatius, der mich mit dem Nachschub an Silberkugeln versorgte. Wahrscheinlich würde ich beide Besuche streichen müssen, denn der Fall ging vor.

In der Tiefgarage unseres Hauses stellte ich den Bentley neben der Harley ab. Schweigend fuhren Suko und ich nach oben. Unsere Laune war nicht gerade die beste, das merkten auch die beiden Frauen.

»He, was ist los?« rief Shao, die öffnete und Suko einen Begrüßungskuß gab.

»Nichts«, sagte der Chinese.

»Du lügst«, stellte Shao fest und begrüßte mich ebenfalls. Sie hatte das lange Haar heute hochgebunden, trug einen bequemen Hausanzug und eine bunte Schürze. Aus der Küche drangen leckere Gerüche. Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Shao hatte seit einiger Zeit ein neues Hobby gefunden. Das Kochen. Sie beschäftigte sich nicht nur mit der chinesischen Küche, sondern auch mit der internationalen. Sie wollte die ganze Welt durchkochen und uns hin und wieder kulinarische Reisen am heimischen Herd bieten. Die heutige führte uns in die Schweiz.

Nach einem Originalrezept hatte Shao Züricher Kalbsgeschnetzeltes zubereitet. Wir waren schon gespannt, wie es schmeckte.

Jane wartete im Wohnraum. Sie saß in einem Sessel, hatte die Beine übereinandergeschlagen und sprang auf, als ich das Zimmer betrat. »Daß man dich auch mal wieder sieht«, sagte sie.

Ich nahm sie in meine Arme. Unter der erdbeerfarbenen Seidenbluse fühlte ich die warme Haut. Der dünne BH-Verschluß auf ihrem Rücken war kaum zu erkennen, und Janes schlanke Beine steckten in Hosen, die an den Schenkeln pumpig aufgebauscht waren und am Knie endeten. Das war ja momentan die große Mode. Zudem bestand das Material noch aus feinem Leder.

Ich trat einen Schritt zurück und schaute mir die Detektivin an.

»Toll, die Dinger, wirklich.«

»Ja, nicht?«

»Und besonders praktisch.«

»Wieso?«

Ich grinste schief. »Kann man sehr gut als Sechs-Tage-Klosett verwenden!«

Das Lächeln aus Janes Gesicht verschwand. »Das mußte ja von dir kommen!« fuhr sie mich an. »So etwas hat noch keiner zu den Hosen gesagt. Aber John Sinclair, wie üblich. Dabei brauchst du dich selbst nur anzuschauen, um Komplexe zu bekommen. Auf deiner Hose ist ein

Fleck, der Schlips hängt schief, und der oberste Hemdknopf ist offen.«

»Privileg eines Junggesellen«, erwiderte ich.

»Ja, das bildest du dir ein, mein Lieber.«

»Kinder, kommt essen«, rief Shao aus der Küche, »sonst werden die Röstis kalt!«

»Sie spricht schon wie eine halbe Schweizerin«, lächelte Jane und stand auf.

Shao hatte den runden Eßtisch nett gedeckt. Suko machte sich ebenfalls nützlich und kam mit der Pfanne aus der Küche, die auf einer Warmhalteplatte abgestellt wurde.

Ich wollte keinen Wein und nahm einen Schluck Bier.

Das Essen schmeckte ausgezeichnet. Shao wurde wirklich zu einer perfekten Köchin, und wir vergaßen auch nicht, sie dementsprechend zu loben. Während des Essens verscheuchte ich die trüben Gedanken, die sich um den neuen Fall drehten, und die flambierte Ananas zum Nachtisch schmeckte mir auch vorzüglich.

Als wir gesättigt auf der Couch und den Sesseln saßen – ich hatte meinen Gürtel um ein Loch erweitert – rückte ich damit heraus, daß der Abend nicht lang werden konnte.

Shao zog ein enttäuschtes Gesicht. »Ein neuer Fall?«

»Ja.«

Die Chinesin schaute Suko an. »Du auch?«

Mein Partner nickte.

»Daß euch der alte Powell auch nie in Ruhe lassen kann«, beschwerte sich Jane, während Shao den Kopf senkte. Sie durfte nichts sagen, denn sie hatte gewußt, was auf sie zukommen würde, als Suko den Job beim Yard übernahm.

»Du siehst das zu eng, Jane«, milderte ich ab. »An diesem Fall habe ich ein persönliches Interesse, weil es da, bei um einen Kollegen geht, der umgebracht wurde.«

»Wer denn?«

Ich sagte den Namen.

»Den kenne ich nicht. Was ist denn mit ihm geschehen?« In Jane erwachte die berufliche Neugierde.

Ich sagte nichts, sondern holte nur die Fotos hervor und reichte sie ihr.

»Mein Gott«, flüsterte die Detektivin. »Und das ist der ehemalige Smitty.«

»Darf ich mal sehen?« fragte Shao.

Sie nahm die Bilder. Wir alle sahen die Gänsehaut auf ihrem Gesicht. Rasch legte sie die Aufnahmen zur Seite. »Wie ist es denn passiert?«

»Das werden wir herausfinden«, antwortete Suko.

»Aber euch könnte das gleiche geschehen – oder?«

»Wir wollen es nicht hoffen.«

»Bitte, seid vorsichtig.«
»Natürlich«, versprachen wir.
Zwei Stunden noch saßen wir zusammen. Kurz vor 22.00 Uhr verabschiedete sich Jane Collins. Sie wäre noch gern die Nacht über geblieben, wie sie mir zu verstehen gab, aber das war nicht möglich.
Ich mußte zu früh aus dem Bett.
Im Flur erhielt ich einen Kuß, der nicht von schlechten Eltern war und mir bewies, was ich alles versäumen würde. In diesem Augenblick verfluchte ich mal wieder meinen Job. Bis Jane den Lift erreicht hatte, schaute ich ihr nach. Dann verschwand ich nach nebenan, wo ich mein Apartment hatte.
Und dort stellte ich mich zuerst unter die eiskalte Dusche.

***

Ein schauriges Heulen lag plötzlich in der Luft, das sich anhörte wie der Klang einer Sirene.
Die beiden Hunde, schon sprungbereit, erstarrten. Für zwei, drei Sekunden blieben sie stehen und drehten dann ihre Köpfe in die Richtung, aus der das Heulen aufgeklungen war.
Auch Nicole und Eric wollten es wissen. Sie mußten deswegen die Köpfe wenden.
Beide glaubten sie, ihren Augen nicht trauen zu können. Direkt am Ufer stand ebenfalls ein Hund. Nein, das war kein Hund, sondern ein Wolf. Größer als die beiden schwarzen Bestien, und sein Fell schimmerte rötlich. Der Wolf hatte das Maul geöffnet, und die lange Zunge bewegte sich schleckend vor und zurück.
Jetzt hatten sie es mit drei Gegnern zu tun!
»Das schaffen wir nie!« hauchte Nicole und sprach das aus, was auch ihr Freund dachte.
Der beobachtete. Erics Blicke wieselten zwischen den beiden Hunden und dem lauernden Wolf hin und her. Warum griffen die drei denn nicht an? Irgend etwas war da faul.
Eric Black bemerkte auch, daß die Hunde nicht mehr ihn und seine Freundin anstarrten, sondern ihr Augenmerk mehr auf den Wolf gerichtet hatten. Eric kam ein bizarrer Gedanke. Sollte es möglich sein, daß die drei vielleicht nicht zusammengehörten? Waren sie unter Umständen Feinde?
Wenn dies zutraf, befanden sich Nicole und er trotzdem in Gefahr. Er konnte nicht einsehen, weshalb der Wolf sie hätte laufenlassen sollen.
Jetzt setzte er sich in Bewegung. Als er seine Vorderpfoten vorstellte, schwang sein ganzer Körper mit. Vorsichtig betrat er das Wasser, doch den Blick behielt er dabei auf die beiden Hunde gerichtet, die ihre Körper zusammengezogen hatten und drohend knurrten.
Dann hörten sie den Schrei. Es war mehr ein Kreischen und ein

Signal für die beiden Hunde.

Abrakim hatte den Ruf ausgestoßen. Auch er mußte gesehen haben, daß sie einen dritten, ungebetenen Gast bekommen hatten.

Die Hunde sprangen los. Sie achteten nicht mehr auf ihre menschliche Beute, sondern sahen nur den Wolf. Der aber erwartete den Angriff gelassen.

Erst als die Köter dicht vor ihm durch das Wasser hechelten, sprang er.

Und er traf.

Nicole und Eric schauten dem Kampf gebannt zu. Vergessen war ihre eigene Situation, denn vor ihnen lief ein Drama über die Bühne.

Viel konnten sie nicht erkennen, weil ihnen das brodelnde, aufspritzende Wasser den größten Teil des Blickfeldes nahm. Sie vernahmen ein Knurren, Keuchen und Hecheln, sahen aus der hellen Gischt hin und wieder Köpfe auftauchen, und eine rote Fontäne spritzte plötzlich hoch in die Luft Blut!

Wieder schrie der Zwerg.

Diesmal noch schriller und heftiger. Der Befehl wurde auch verstanden. Allerdings nur von einem Hund, der andere konnte ihm nicht mehr folgen, der Wolf hatte ihm die Kehle zerbissen. Daher auch das Blut. Sein Kadaver schwamm auf der Oberfläche.

Der noch lebende schwarze Bluthund hatte auch etwas abbekommen. An der Flanke war sein Fell aufgerissen und schimmerte rot.

Seine Läufe waren nicht verletzt, denn er sprang hastig durch das Wasser, gelangte ans Ufer, wühlte sich dort durch den Schlamm und verschwand im Gebüsch.

Nicole begann wieder zu zittern. »Wir hätten verschwinden sollen«, hauchte sie. »Jetzt ist es zu spät…«

Eric gab ihr recht, aber das sprach er nicht aus. Er sah nur den Wolf, der langsam durch das Wasser auf sie zuschritt und keinen Blick für den Kadaver des Hundes hatte.

Sie hörten noch einmal ein heiseres Bellen, dann waren sie mit dem Wolf allein.

Eric schluckte. Er legte seinen Arm um Nicole und zog sie weiter zurück. Er selbst ging auch, ließ das Tier jedoch nie aus dem Blickfeld.

Der Wolf folgte ihnen. Er schüttelte ein paarmal den Kopf und befreite sein Fell von Wassertropfen. Dann öffnete er sein Maul, und es schien, als wollte er etwas sagen.

Schließlich sprang er mit einem Satz vor.

Beide konnten einen Schrei nicht unterdrücken, denn das Tier war so kräftig, daß es direkt neben ihnen landete, wobei das Wasser hoch aufspritzte.

Jetzt sind wir verloren! dachte Nicole.

Sie irrte sich.

Beide irrten sich, denn der Wolf wollte nichts Böses von ihnen. Im Gegenteil, er legte seinen Kopf schief, kam dicht an das Mädchen heran und leckte mit seiner langen Zunge über die Hüften.

Zuerst blieb Nicole stocksteif stehen, wobei sie innerlich zitterte und nichts begreifen konnte. Dann schloß sie für einen Moment die Augen, weil sie an einen Traum glaubte, und als sie wieder hinschaute, sah sie, daß es kein Traum war.

Der Wolf existierte. Er hatte den Kopf ein wenig gehoben und blickte sie an.

Nicole und auch Eric hatten Wölfe bisher nur im Zoo gesehen.

Und dort hatte das Augenpaar dieser Tiere einen anderen Ausdruck gehabt. Kalt, irgendwie grausam.

Aber hier?

Beide wurden sie das Gefühl nicht los, daß der Wolf sie aus Augen ansah, die Ähnlichkeit mit denen eines Menschen hatten. Ja, genauso war es.

Eric wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm. Er bückte sich, streckte seinen Arm aus und streichelte das rotbraune Fell des Tieres, was dem Wolf offensichtlich gefiel, denn er rieb seinen Kopf an den Beinen des jungen Mannes.

»Das gibt's doch nicht«, flüsterte Nicole. »Sag mir, daß ich träume, Eric.«

»Nein, du träumst nicht.«

»Ob wir gehen können?«

»Versuchen wir es.«

Eric ging zurück und zog seine Freundin mit. Der Wolf ließ sie in Ruhe. Er begleitete sie nur. Und er blieb auch so lange bei ihnen, bis sie ihren abgestellten 2 CV erreichten, der an einem Wegrand stand.

Als sie in den Wagen stiegen, schaute sie der Wolf noch einmal an. Er hatte grünliche Augen, in deren Pupillen eine nahezu menschliche Wärme schimmerte.

So etwas hatten sie noch nie erlebt.

»Wir wollen dir danken«, sagte Nicole spontan. »Ohne dich wären wir bestimmt…«

Aber davon wollte das Tier nichts wissen. Auf der Stelle machte es kehrt und rannte in langen Sätzen davon, um im dichten Unterholz zu verschwinden.

»Das glaubt uns keiner«, murmelte Eric. »Das kann man gar nicht erzählen.«

»Vielleicht gibt es doch noch Wunder«, meinte das Mädchen. »Ich jedenfalls glaube plötzlich daran…«

***

Hinter uns lag eine verdammt lange Fahrt, die in den ersten

Morgenstunden begonnen hatte. Fünf Stunden Schlaf, mehr hatten wir uns beide nicht gegönnt. Sie mußten ausreichen, und sie reichten aus, denn ich hatte mich am Morgen ziemlich frisch gefühlt.

Quer durch England hatte uns der Bentley gebracht. Einmal fuhr ich, dann übernahm Suko das Steuer. So wechselten wir uns halt ab.

Während der eine lenkte, konnte der andere schlafen.

Auch Wetterschwankungen hatten wir mitbekommen. Regen in der Nähe von London. In Mittelengland Schneeschauer, und dicht hinter der Grenze begann der Nebel, zudem wurde es kälter.

Der Ort, in dem der ehemalige Kollege unbedingt seinen Urlaub hatte verbringen wollen, hieß Esberry. Auf der normalen Karte war er nicht zu finden gewesen, wir hatten schon einen kleineren Maßstab zur Hand nehmen müssen.

Als Fixpunkt nahmen wir Gretna Green. Diese Stadt ist ja berühmt durch ihre Hochzeiten geworden. Von dort aus mußten wir den Anan River entlang in die Berge fahren, um nach Lockerbie zu kommen. Mir fiel ein, daß diese Orte sich nicht sehr weit von Lauder entfernt befanden, wo meine Eltern wohnen.

Für einen Besuch bei ihnen würde ich aber höchstwahrscheinlich keine Zeit haben.

Wieder einmal nicht.

Mein Vater verstand das. Ihm war es früher nicht anders ergangen, meine Mutter jedoch grämte sich sehr. Sie wollte mich öfter sehen, was ich gut verstehen konnte. Aber es ließ sich nun mal nicht einrichten.

Esberry! Ein Klecks im Gelände, mehr nicht. So jedenfalls stellte ich mir den Ort vor. Wir suchten nach Hinweisschildern und fanden auch welche.

Auf einem stand sogar der Name Esberry.

Der Nebel hatte sich zum Glück etwas verzogen. Das heißt, wir waren höher in die Berge gefahren, die Feuchtigkeit blieb in Höhe des Erdbodens zurück, wo sie eine dichte Wand bildete.

Die letzte Strecke war ziemlich kurvenreich. Wir hatten von der Straße her einen weiten Einblick in das Land. Sahen die Southern Uplands und die weißen Hauben aus Schnee. Er lag sogar in den tieferen Regionen. Sollte sich der Fall länger hinziehen, bekamen wir sicherlich auch etwas von der weißen Pracht mit.

Ich mußte daran denken, wie oft schon ein Fall wie der hier begonnen hatte. Irgend etwas passierte in einem kleinen Dorf, wir wurden alarmiert und hatten uns mit den örtlichen Dämonen und Gegebenheiten auseinanderzusetzen.

Und doch war jeder Fall anders. Nie lief einer gleich. Immer wieder stolperten wir in Überraschungen hinein. Ich war gespannt, was es diesmal werden würde.

Auch die Ankunft in dem Dorf lief fast immer nach dem gleichen Muster ab.

Zimmersuche, Besuch beim Polizisten, der uns Einzelheiten erklären konnte. Wir mußten dann überlegen, wie wir vorgingen.

Ich fuhr den Rest der Strecke, und diese Gedanken wischten durch meinen Kopf. Die Umgebung veränderte ihr Gesicht. Sie war nicht mehr so weiträumig wie sonst, und wir rollten in ein höher gelegenes und enger geschnittenes Tal hinein, durch das sich die Straße in langen Kurven wand.

Wald erschien an den Hängen. Manchmal sehr dicht, dann wieder standen die Bäume weiter auseinandergezogen, so daß wir hin und wieder das Wasser eines Tümpels oder kleinen Sees schimmern sahen.

Schottland ist ein Gebiet, das ich liebe. Ich bin zwar in London aufgewachsen, doch meine Eltern stammen aus Schottland.

Vielleicht rührt die heimliche Liebe daher.

Wir waren manchmal wirklich wie die Henker gefahren. Immer knapp unter dem Limit. Deshalb war es uns auch gelungen, schon am frühen Nachmittag das Ziel zu erreichen.

Esberry lag in einer waldreichen Umgebung. Damit hatte ich gar nicht gerechnet. Eine herrlich grüne Lunge in den Ausläufern der Southern Uplands. Wunderbar anzuschauen, wie wir nach einer langen Kurve feststellen konnten. Links von uns, ein wenig tiefer, lag der kleine Ort. Ein See befand sich auch in der Nähe, und der Wald wuchs bis dicht an die Westseite des Ortes heran. Automatisch fuhr ich langsamer, um mir das Bild ein wenig einzuprägen. Eine friedliche Idylle, und ich mußte im nachhinein meinem ehemaligen Kollegen recht geben. Hier konnte man schon Urlaub machen.

Etwa hundert Yards weiter wurde die Idylle brutal zerstört. Als wir um die Kurve bogen, hatten wir einen freien Blick zur Nordseite des Dorfes.

Erschreckend wirkten die stählernen Ungetüme. Produkte einer nahezu unheimlichen Technik. Gewaltige Schaufelradbagger, Bohrgerüste, Kettenraupen und Lastwagen.

»Was bedeutet das denn?« fragte Suko.

»Kohle«, erwiderte ich. »Diese Geräte sind zum Abbau von Kohle bestimmt. Schottland ist reich an Kohle.«

»Und das in dieser Gegend?«

Sukos Frage klang ärgerlich, ich mußte ihm recht geben. »Leider.«

Mein Gesicht verdüsterte sich. »Das sind erst die Anfänge. Wenn sie richtig loslegen, wird bald kein einziger Hügel, kein Stück Wald mehr da sein. Statt dessen Fördertürme und Industrieanlagen.«

»Das ist doch eine Schweinerei.«

»Wem sagst du das?«

»Man müßte etwas tun.«

»Erzähle das mal den Politikern. Die rechnen dir die Arbeitslosenquote vor und machen dir weis, daß neue Arbeitsplätze geschaffen werden müssen. Daß die Natur dabei zum Teufel geht, interessiert sie herzlich wenig. Und die großen Konzerne juckt das sowieso nicht.«

Ich sagte die Worte bitter, denn immer wieder wurde ich auf meinen Reisen mit der Zerstörung der Umwelt konfrontiert, wenn den Londonern auch gelungen war, die Themse wieder sauber zu bekommen, so daß sich Fische darin halten konnten. Woanders jedoch wurde weiter an der Natur gesündigt. Hier hatten wir das beste Beispiel.

Langsamer fuhren wir weiter. Die Strecke blieb kurvig. Sie führte jetzt ein wenig bergab, und das Dorf mußten wir bald erreicht haben.

»Da!«

Sukos Warnung hörte ich zwar, doch ich hatte es selbst gesehen.

Rechts vom Straßenrand, wo sich ein kleiner Graben befand, hinter dem Büsche wuchsen, löste sich eine vierbeinige Gestalt.

Es war ein großer Hund, und er blieb auf der Straße stehen.

Ich verringerte die Geschwindigkeit noch mehr, weil ich nicht in Gefahr laufen wollte, das Tier anzufahren.

»Das ist kein Hund«, sagte Suko, »sondern ein Wolf.«

Inzwischen hatte ich dies auch festgestellt. Wir hatten es wirklich nicht mit einem Schäferhund zu tun, auch wenn es im ersten Augenblick so ausschaute.

Das Tier schien sich für unseren Wagen zu interessieren, denn es trottete langsam näher. Dabei hob es seinen Kopf, als wollte es versuchen, in den Bentley hineinzuschauen.

Das rötlich braune Fell glänzte seidig, und ich trat auf die Bremse, als der Wolf auf der Straßenmitte stehenblieb.

Natürlich dachte ich sofort an einen Werwolf, denn mit Werwölfen hatten wir in den letzten Wochen so unsere Erfahrungen gemacht. Allerdings verhielten sich die anders.

Unser Wolf stand vor dem Wagen und hob den Kopf.

Ich saß da, schaute durch die Scheibe und rührte mich nicht. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken. Auch als das Tier kehrtmachte und wieder verschwand, blieb ich noch sitzen.

»He, was ist?« fragte Suko.

Er erhielt keine Antwort.

Erst als er mich anstieß, erwachte ich wie aus einem langen Traum.

»John, was ist los mit dir?«

»Suko«, antwortete ich mit leiser Stimme, »mir kommt es vor, als hätte ich das Tier schon einmal gesehen.«

»Warst du hier?«

»Nein, nicht hier. Aber erinnere dich an Irland. An Nadine Bergers

Beerdigung und den Terror der Wölfe. Als wir in den Wagen stiegen und abfuhren, stand vor uns ein Wolf. [2] Wie hier, und er schaute uns an. Mit Augen und Blicken, die ich kannte. Mit Nadine Bergers Augen, Suko. Genau.«

Der Chinese schluckte. »John, du glaubst doch nicht etwa, daß dies der gleiche Wolf ist wie in Irland?«

»Doch, das glaube ich.«

»Aber das wäre ja…« Er schüttelte den Kopf. »Nein, John, unmöglich. Wie soll der Wolf von Irland hier nach Schottland gekommen sein? Er hätte schwimmen müssen.«

»Wie er das geschafft hat, ist mir egal, Suko. Aber er hat es geschafft, da bin ich mir ganz sicher.«

Meine Stimme zitterte ein wenig, weil mich die Erinnerungen übermannten. Ich legte meinen Kopf nach vorn und preßte die Stirn auf das Lenkrad. Ich dachte an Nadine Berger, die einem schrecklichen Dämon zum Opfer gefallen war und deren Seele meiner Ansicht nach im Körper eines Wolfes weiterlebte.

Das war sie! Es gab für mich keine andere Möglichkeit und Erklärung.

Als ich Sukos Hand auf meiner Schulter spürte, richtete ich mich auf. »Laß uns weiterfahren, John«, sagte der Chinese.

»Okay.«

»Oder soll ich das Lenkrad übernehmen?«

»Nein, nein, schon gut. Ich bin schließlich kein kleines Kind mehr.« Wir fuhren an. Langsamer jetzt, während sich meine Gedanken um Nadine drehten. Ich wußte, daß sie mir wieder in der Wolfsgestalt über den Weg laufen würde, hatte immer daran gedacht, vor allen Dingen, wenn ich abends allein im Bett lag und über die vergangenen Fälle grübelte.

Und jetzt war dieses Ereignis eingetreten!

Suko beobachtete mich ein wenig besorgt, so daß ich lächeln mußte. »Keine Angst«, beruhigte ich meinen Partner, »ich drehe schon nicht durch.«

»Das will ich hoffen.«

»Allerdings frage ich mich nur, wie dieser Wolf in die Gegend hier kommt.«

»Denk lieber an den neuen Fall.«

»Vielleicht steht der eine mit dem anderen in einem Zusammenhang.«

»Möglich. Wir haben ja schon die berühmten Pferde vor der Apotheke kotzen sehen.«

Das war zwar etwas vulgär ausgedrückt, im Prinzip stimmte es.

Bei unserem Job gab es manchmal die allertollsten Zufälle, wie auch im Leben.

Esberry!

Das Ortsschild sahen wir an der linken Seite. Danach wurde die Straße ein wenig breiter. Allerdings war sie nicht asphaltiert, sondern mit Steinen bedeckt, die dicht nebeneinander lagen, aber nie die gleiche Höhe aufwiesen, so daß die breiten Reifen des Bentley darüberholperten.

Der Kirchturm überragte die Häuser. Er war das Wahrzeichen, und auf seiner Spitze sah ich einen Hahn aus Metall. Der Ort machte mir einen sauberen Eindruck. Zwischen den Häusern war Platz, und neben einer Tankstelle sah ich eine große Schafsweide mit Stallungen.

Überraschend viele Fahrzeuge stachen uns ins Auge. Zudem wunderte ich mich über den Betrieb, der herrschte. Allerdings hielten sich kaum Einheimische hier auf, denn der Kleidung nach zu urteilen waren die Menschen Arbeiter, die wohl zur Großbaustelle gehörten. Die meisten von ihnen trugen Helme.

Die Leute standen herum, rauchten, unterhielten sich oder hockten in den Kneipen. Geschafft wurde nichts, der Bau ruhte. Den Grund würden wir sicherlich erfahren.

Als uns ein großer Lastwagen entgegenkam, mußten wir hart nach links, damit er vorbeikonnte.

Wir fuhren in die Ortsmitte. Dort fand ich immer das, was wir suchten.

Die Polizeistation!

Sie lag direkt am Marktplatz, wo die Verkäufer dabei waren, ihre Stände abzuräumen. Zwei Männer in gelben Stiefeln spritzten mit langen Schläuchen den Boden ab und säuberten ihn so von den Abfällen.

Ich fand einen Parkplatz für den Bentley, und wir stiegen endlich aus. Obwohl der Wagen ziemlich bequem ist, waren wir von der langen Reise doch steif geworden und reckten uns.

Es war kalt. Kälter als in London. Irgendwie roch es nach Schnee.

Zudem hingen dicke graue Wolken am Himmel. Die Polizeistation war in einem Gebäude untergebracht worden, das man aus roten Backsteinen errichtet hatte. Die Fenster bestanden bis zur Hälfte aus Milchglas.

Bevor wir die Treppe zum Eingang hochgehen konnten, wurde die Tür geöffnet, und zwei Männer verließen die Station. Sie trugen ihre Helme in der Hand und gehörten zum Bautrupp. Einer hatte noch Zeichnungen unter den Arm geklemmt. Der Mann machte ein verbissenes Gesicht, während der andere seinem Ärger freien Lauf ließ.

»Wir werden hier abräumen«, hörten wir. »Und wenn hier alles zum Teufel geht. Die sind ja wahnsinnig, sind die.«

»Noch haben wir die Genehmigung nicht.«

»Da pfeif ich doch drauf.«

Die beiden passierten uns, ohne uns überhaupt einen Blick zu gönnen.

Suko krauste die Stirn. »Hier scheint ja einiges los zu sein«, bemerkte er.

»Schätze, da kommen wir richtig. Los, Dicker, ich will endlich mehr wissen…«

Suko nickte. Er war sogar der erste, der die Stufen zum Eingang hoch schritt.

***

Abrakim stand minutenlang auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. So etwas war ihm noch nie passiert. Seine beiden Hunde hatten versagt. Und nicht nur das, einer war sogar zu Tode gekommen, weil ein anderes Tier, ein Wolf, auftauchte und ihn umbrachte.

Er dachte nicht darüber nach, wie und woher der Wolf so plötzlich gekommen war, er fand sich mit den Tatsachen ab und würde niemals seinen Plan ändern.

Neben ihm trottete der Hund. Er leckte sich seine Wunde und stieß ab und zu ein unwilliges Knurren aus. Dann warf ihm Abrakim jedesmal einen scharfen Blick zu.

Dieser Abrakim war ein Mann zum Fürchten. Er besaß kein Herz, und in seinen Adern floß auch kein Blut, denn er war ein Geschöpf eines anderen Reiches. Zwar hatte er weiterhin seine menschliche Gestalt behalten, doch in seinen Adern war der Lebenssaft gegen einen anderen ausgetauscht worden, der ihm trotz aller Widrigkeiten ermöglichte, ein untotes Dasein zu führen.

Abrakim war der Herrscher über den geheimnisvollen Geisterwald. Und er war derjenige, der aus den Menschen, seinen eigentlichen Feinden, Skelette machte.

Dafür hatte er ein besonderes Verfahren entwickelt, dessen Geheimnis außer ihm nur einer kannte.

Mandragoro, Herr der Pflanzenmonster!

Dieser Dämon lebte in einer Dimension des Schreckens und hatte nach dem eigentlichen Tode Abrakims dafür gesorgt, daß er zu seinem Diener gemacht wurde. Lange hatte es gedauert, bis Mandragoro wieder jemand fand, seitdem er damals in London eine Niederlage erlitten hatte. Er wollte die Stadt mit seinen mordenden Pflanzen überschwemmen. Es war ihm fast gelungen, doch drei Geisterjäger, Zamorra, John Sinclair und ein Chinese hatten ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. [3] Mandragoro, der in einem unbekannten Reich hockte und über ein Heer von Pflanzenmonstern gebot, hatte sich zurückgezogen und gewartet, bis erneut seine Stunde kam.

In Abrakim hatte er einen Diener gefunden.

Schon zu Lebzeiten hatte sich dieser unheimliche Zwergenmensch von den anderen zurückgezogen, um mitten im tiefsten Wald ein Eremitenleben zu führen. Als Köhler hatte er lange Jahre gearbeitet, war hin und wieder ins Dorf gekommen und hatte dort seine Ware verkauft. Kein Einwohner bemerkte, daß Abrakim starb und wieder zu einem seltsamen Leben erwachte, das er allein Mandragoro verdankte.

Die Angst vor ihm war geblieben, was ihm recht gelegen kam, denn nur so hatte er seine Ruhe.

Es ging lange Zeit gut, bis die Menschen den Schrecken des Geisterwaldes überwunden hatten und in ihn eindrangen. Abrakim hatte genau aufgepaßt. Die Menschen waren ihm in die Falle gelaufen, und er hatte ihre Skelette als schaurige Warnung an die Bäume des Waldes gehängt. Niemand sollte sein Reich betreten, das ihm und dem großen Dämon Mandragoro gehörte.

Gerade in letzter Zeit war Unruhe entstanden. Er hatte sehr wohl bemerkt, daß sich etwas tat. Fremde waren gekommen, und sie hatten große Maschinen mitgebracht. Nachts war Abrakim ins Dorf geschlichen und hatte Gespräche belauscht, deshalb wußte er, was die Fremden vorhatten. Sie wollten den Wald vernichten, weil tief in der Erde Schätze lagen, die für die Menschheit wichtig waren. Das sollte ihnen nicht gelingen. Abrakim und Mandragoro wollten einen Riegel vorschieben. Der Wald gehörte ihm, und dieser Wald würde ihm immer gehören. Er war stärker als die Menschen, weil er sich selbst nicht mehr zu den Menschen zählte, und er würde sie besiegen, das stand fest.

Der Hund trottete vor ihm her. Seine Wunde hatte sich wieder geschlossen, es lief kein Blut mehr daraus hervor, und Abrakim zeigte sich zufrieden. Irgendwann würde er sich einen neuen Hund zulegen, aber erst, nachdem er den heimtückischen Wolf erledigt hatte.

Er wußte nicht, woher er gekommen war. Das Tier war plötzlich aufgetaucht, gesehen hatte er es zuvor noch nie.

Abrakim fand seinen Weg. Er ging dort, wo der Wald am dichtesten war. Seine Füße schleiften durch das hohe Gras. Farnkraut wuchs hier besonders stark und kräftig. Die Äste und Zweige der Laubbäume waren ineinander verschlungen und bildeten einen regelrechten Wirrwarr.

Der Hund spürte die Nähe der Hütte, und er rutschte durch ein Gebüsch einen kleinen Abhang hinunter, um in eine Mulde zu gelangen, wo Abrakim hauste.

Es war eine alte Hütte. Die Rückseite schloß mit dem jenseitigen Hang der Mulde ab, und Abrakim hatte in mühevoller Arbeit einen Stollen in die Erde getrieben. Dort befand sich sein eigentliches Reich, und dort warteten auch die Opfer auf ihn.

Er kicherte, als er daran dachte und vor der Tür der Hütte

stehenblieb.

Für einen normal gewachsenen Menschen war der Eingang zu niedrig, Abrakim, der Zwerg, jedoch brauchte sich nicht zu bücken.

Er konnte sein Haus auch so betreten.

Schaurig sah er aus. Sein Gesicht mit dem kahlen Kopf wirkte grünlich und leicht aufgedunsen, als hätte es selbst schon die Farbe der Blätter angenommen. Auch die kleinen Pupillen in den Augen schimmerten grünlich, und die Lippen waren ebenfalls blaß und hatten die gleiche Farbe angenommen.

Seine Arme wirkten im Verhältnis zum Körper sehr lang. Wenn er die an knotige Wurzeln erinnernden Finger ausstreckte, berührten sie fast den Boden.

Die Hütte war nicht verschlossen. Diese Mühe brauchte er sich nicht zu machen. Sein Heim wurde von keinem gefunden. Zudem hatte bisher noch niemand danach gesucht. Die Menschen hatten einfach zu viel Angst davor.

Ein Windstoß fuhr über die Schwelle in die Hütte hinein, erfaßte den langen schwarzen Mantel des untoten Köhlers und bauschte ihn auf wie eine Fahne.

Der Hund hätte die Hütte bereits betreten, hockte auf dem Boden, leckte seine Wunde und jaulte.

»Ja, mein Freund!« flüsterte Abrakim. »Deine Rache wird auch noch kommen, darauf kannst du dich verlassen.« Er rieb seine Hände, und es hörte sich an, als würde Stroh gepreßt. Abrakim drehte sich und trat die Tür wieder zu.

Elektrisches Licht gab es natürlich nicht, dafür eine alte Petroleumfunzel, deren Docht der Zwerg anzündete. Ein warmer Schein geisterte durch die Hütte und ließ die verkommenen Gegenstände irgendwie anheimelnd erscheinen.

Es gab einen Tisch, Stühle, ein Lager aus Fellen, eine gemauerte Feuerstelle, in der Asche lag ein wackliges, aus Baumästen gefertigtes Holzregal. Auf ihm standen einige Schalen und Töpfe, die jedoch nie mehr benutzt worden waren, seit der Köhler sein untotes Leben führte.

Der Eingang zum Stollen war verdeckt. Ein Vorhang, der aussah wie ein grober Sack, verschloß ihn. Der Hund hatte bereits davor Platz genommen. Er schien zu ahnen, was sein unheimlicher Herr jetzt vorhatte. Und das Tier täuschte sich nicht, denn Abrakim wollte ein weiteres Exempel statuieren.

Er nahm die Petroleumfunzel in die rechte Hand und näherte sich dem Vorhang. Mit seinen knotigen Fingern griff er in das rauhe Leinen und zog es zurück.

Düster lag der Stollen vor ihm. Es roch nach feuchter Erde, aber auch nach irgendwelchen scharfen Essenzen, die Abrakim allerdings nicht wahrnahm. Als Untoter besaß er keinerlei menschliche Sinne mehr. Zu

seinen Lebzeiten hatte er den Stollen in den Hang und die Erde getrieben. Damit er nicht einbrach, hatte er ihn durch Holzstämme an besonders gefährdeten Stellen abgestützt.

Der Hund schlängelte sich an ihm vorbei und verschwand in der Finsternis, die schön sehr bald vom Licht der Lampe aufgehellt wurde, je mehr sich Abrakim seinem eigentlichen Ziel näherte. Der Weg führte ein wenig bergab. Er war feucht, und der Boden bestand aus lehmiger, rutschiger Erde.

Wo der Stollen endete, war er von Abrakim in mühevoller Kleinarbeit ausgebaut worden. Er hatte hier eine regelrechte Höhle erschaffen, ziemlich groß sogar, und das war sein eigentliches Reich.

Dort standen die Geräte, die er für seine schrecklichen Taten brauchte.

Die alte Wanne hatte er sich vor Jahren von einer Müllkippe geholt. Sie war das Hauptstück und zu Dreiviertel mit einer grünblauen Flüssigkeit gefüllt, die in ihrer Dicke an den käuflichen Sirup erinnerte. Oder an starke Säure.

Und diese Flüssigkeit hatte es in sich. Sie war ein Geschenk des großen Mandragora. In seiner Dimension wurde sie hergestellt, aus gefährlichen Pflanzen, deren Saft für einen Menschen absolut tödlich war. Neben der Wanne lag ein langes Messer, wie es die Fleischer verwenden, wenn sie ihre Tiere halbierten. Auch das hatte Abrakim gestohlen, und es leistete ihm wertvolle Dienste.

Er kicherte hohl, als er die Höhle betrat, an der Wanne vorbeiging und seine Funzel so abstellte, daß sie in den letzten Winkel des unterirdischen Verlieses leuchtete.

Dort lagen die Gefangenen.

Vier Männer.

Arbeiter der Baustelle. Seit Stunden schon schnürten Fesseln ihre Hand- und Fußgelenke zusammen. Es waren keine Stricke, sondern dünner Draht, der es unmöglich machte, daß sich die Leute befreiten.

Vier Männer – vier Opfer.

Sie waren aus Glasgow gekommen und gehörten zum ersten Trupp, der mit den Vorbereitungen zu den Abräumarbeiten beginnen sollte. Sie hatten sich den Wald angesehen und waren in Abrakims geschickt aufgestellte Fallen gelaufen.

Jetzt zitterten sie um ihr Leben, denn der unheimliche Köhler hatte keinen Zweifel daran gelassen, was er mit ihnen vorhatte, denn sie hatten es gewagt, seinen Wald zu betreten und damit zu entehren.

Die Männer lagen nebeneinander. Sie hatten die Schritte längst gehört und sich zur Seite gewälzt, so daß sie Abrakim anschauen konnte. Der Bluthund strich um die Gefangenen herum. Er hatte seinen Rachen weit geöffnet, präsentierte sein Gebiß und jagte den Gefesselten einen noch größeren Schrecken ein.

»Ich bin wieder zurückgekommen«, flüsterte Abrakim, »um das zu vollenden, was ich euch versprochen habe.«

Der Anführer der vier antwortete. Er war ein kräftiger Mann, hieß McNamara und stammte aus Glasgow. »Glauben Sie nur nicht, daß Sie damit durchkommen. Man wird uns suchen und auch finden. Dann sind Sie dran, Sie mieser kleiner Zwerg!«

Abrakim stand einen Moment stocksteif. Dann aber trat er zu.

Sein Fuß wischte unter der Kutte hervor, ein klumpiger schwarzer Schuh erschien, dessen runde Kappe die Hüfte des am Boden liegenden Mannes traf.

McNamara hätte vor Schmerz am liebsten geschrien. Er biß sich auf die Lippen und war bemüht, keine Schwäche zu zeigen. Nur sein Gesicht verzerrte sich, und dicke Schweißperlen erschienen auf seiner breiten Stirn.

Abrakim aber kicherte. Er hatte seine Stärke wieder einmal demonstriert. Der Fuß verschwand unter dem langen Mantel, und der Köhler drehte sich um.

Die anderen drei Männer hatten mitbekommen, was mit ihrem Kollegen geschehen war. Auch in ihnen stieg die Angst hoch, sie wagten sich nicht zu rühren und blieben stocksteif liegen.

Langsam ebbte der Schmerz bei McNamara ab. Er schaute zu, wie Abrakim im Hintergrund verschwand und sich bückte. Er schien irgend etwas zu suchen und grunzte erfreut auf, als er den Gegenstand gefunden hatte.

Der Bluthund beobachtete ihn. Seine Augen leuchteten dabei rötlich. Die Zunge hing aus seinem Maul. Das gefährliche Hecheln war der reinste Psycho-Terror.

Abrakim kam zurück. Er hielt etwas in der rechten Hand, was erst beim Näherkommen zu erkennen war.

Eine Spritze.

Keine moderne, sondern ein altertümliches Ding, mit einem dickwandigen Zylinder, aus dem eine spitze Nadel schaute. Der Kolben stach aus dem Zylinder und brauchte nur nach unten gedrückt zu werden, damit die grünliche Flüssigkeit aus der Kanüle gepreßt wurde.

Vor McNamara blieb er stehen. »Diese Spritze«, flüsterte Abrakim, »enthält einen besonderen Stoff, der genau für zwei von euch reicht.« Er senkte den Blick und deutete mit der freien Hand auf McNamara. »Du bist der erste.«

Der Mann zog die Beine an. Er schaffte es, obwohl Drahtfesseln seine Füße hielten. Kampfeswille erwachte in ihm. Er wollte nicht so einfach aufgeben, sondern leben. Nein, dieser verdammte Zwerg sollte es nicht leicht haben.

Nun bewies sich, weshalb Abrakim immer einen Bluthund mit sich

führte. Auch die schwarze Bestie hatte die Bewegung des Mannes gesehen und reagierte sofort.

Ein Sprung, und der Hund hatte McNamara erreicht. Plötzlich stand er über ihm, hielt den Kopf gesenkt, und die Zähne seines weit aufgerissenen Rachens berührten die dünne Haut am Hals des Mannes.

McNamara fuhr der Schreck durch alle Glieder. Er wagte es nicht, sich zu bewegen. Wie eingefroren blieb er liegen und schaute mit verdrehten Augen auf das Maul des Bluthundes, dessen heißer Atem über sein Gesicht strich.

»Ich wußte doch, daß du dich nicht änderst«, sagte der Zwerg und bückte sich, »aber ich habe einen außergewöhnlichen Helfer. Wenn du dich rührst, beißt er zu.«

McNamara wußte nicht, welch eine teuflische Substanz sich in der Spritze befand. Ihm war nur klar, daß er nicht einmal den kleinen Zeh bewegen konnte. Tat er das, war er sofort tot, denn der Hund würde zupacken. Aber wie war das mit der Spritze? Würde er dann weiterleben, oder was geschah?

»Wenn zwei von euch die Spritze bekommen haben, dann sind die beiden frei!« erklärte Abrakim und stieß zu.

Er jagte die Kanüle einfach durch die Kleidung und in die Haut des Vorarbeiters. McNamara zuckte hoch, sein Gesicht verzerrte sich, ein Stöhnlaut drang über seine Lippen, dann sank er langsam zusammen.

Der zwergenhafte Köhler wartete so lange, bis die Hälfte der Flüssigkeit im Kreislauf des Mannes verschwunden war, dann richtete er sich auf, packte die Schulter des Vorarbeiters mit einer Hand und rollte ihn herum.

Auf dem Bauch blieb er liegen. Auch der Hund stieg über ihn hinweg und sprang auf den zweiten zu, der angststarr dalag und noch mehr vereiste, als ihn die Bestie bedrohte.

»Es tut nicht weh!« kicherte Abrakim. »Es tut überhaupt nicht weh, mein Lieber.« Er bückte sich und rammte seine Hand vor.

Der Mann zuckte zusammen, als er den Einstich verspürte. Er versteifte sich weiterhin und blieb in der Haltung liegen. Dabei achtete er darauf, was sich innerhalb seines Körpers tat, und bereits wenige Sekunden später verspürte er das Brausen in seinem Kopf. Das Blut schien schneller durch seine Adern zu fließen. Es tobte und hämmerte plötzlich in seinem Schädel, für wenige Augenblicke verschwamm alles vor seinen Augen, bis er wieder völlig normal atmen konnte.

Der zwergenhafte Köhler rollte ihn zur Seite und löste mit geschickten Fingern die Drahtfesseln.

»Du kannst aufstehen und gehen!« ordnete er an, bevor er sich dem Vorarbeiter zuwandte und dessen Drahtfesseln ebenfalls aufdrehte.

Beide Männer hatten es schwer, sich zu erheben. Der lange Blutstau

forderte seinen Tribut. Sie schafften es kaum, auf die Füße zu gelangen, und torkelten auf die Wand des Stollens zu, wo sie sich abstützen konnten.

Schließlich standen sie.

»Weg!« befahl Abrakim. »Ich will euch hier nicht mehr sehen. Geht zurück zu den anderen und sät den Keim des Mandragoro, dem der Wald der Gerippe gehört…«

Die Männer folgten dem Befehl. Sie sahen in dem Zwerg von nun an ihren Meister. Und dem Meister mußte man gehorchen.

Die beiden anderen Männer schauten ihren Kollegen nach, bis die Dunkelheit des Stollens sie verschluckt hatte. Sie wußten nicht direkt, was mit ihnen geschehen war, doch sie wünschten sich, daß der Zwerg für sie das gleiche Schicksal ausgesucht hatte.

Beide irrten sich.

Abrakim wartete, bis die zwei von ihm infizierten Opfer die Hütte verlassen hatten, dann kümmerte er sich um die Zurückgebliebenen.

»So«, sagte er, »nun zu euch. Seht ihr dort die Wanne? Sie enthält eine besondere Flüssigkeit, die nur ich besitze. Und ich freue mich schon, euch als Skelette an einen Baum hängen zu können…«

***

Die Polizeistation war mit vier Beamten besetzt. Drei von ihnen arbeiteten, während einer sein Koppel reinigte. Das ausgerechnet war der Chef der Truppe. Er stand auch dicht vor der braunen Holzbarriere, als wir eintraten. Sein Gesicht war zorngerötet. Die Augen blitzten wütend. Er trug das Haar gescheitelt und erinnerte irgendwie an den Schauspieler Sir Alec Guiness.

»Was wollen Sie denn?« fuhr er uns an. »Gehören Sie auch zu dem Bautrupp? Wenn ja, dann lassen Sie sich gesagt sein, daß ich hier keine Arbeiten dulde, solange noch nicht über die Abbaugenehmigung entschieden ist. Und es ist mir auch piepegal, ob Ihre Maschinen hier herumstehen und verrosten. Sie hätten mit dem Transport hierher noch einige Wochen warten können.«

»War's das?« fragte ich.

»Ja.«

»Wie schön für Sie, denn wir sind nicht von der Firma.«

»Nein? Was denn? Oder wollen Sie hier Urlaub machen? Noch können Sie es, bald nicht mehr, wenn die Irren hier anfangen.«

»Wir sind von Scotland Yard.«

Der Kollege bekam große Augen. Die anderen Polizisten unterbrachen ihre Arbeit. »Dann sind Sie die angekündigten beiden Kollegen aus London.«

»So ist es.«

»Sind Sie geflogen?« fragte er.

»Nee, gebeamt.«
»Auch Enterprise-Fan, wie?« Der Mann lachte, wurde schnell wieder ernst und reichte uns die Hand.
Wir erfuhren, daß er Donald Fawcett hieß und der Polizeigewaltige des Ortes war. Da wir uns in Ruhe unterhalten wollten, gingen wir in einen Nebenraum.
»Wir hätten uns auch in eine Zelle setzen können, aber da ist es zu ungemütlich«, sagte Fawcett.
Da gaben wir ihm recht.
Donald Fawcett, der couragierte Polizist, fragte, ob wir etwas trinken wollten.
Suko lehnte ab, ich konnte einen Schluck von dem guten Scotch vertragen.
»Den haben wir uns auch verdient«, meinte der Beamte und holte zwei Gläser sowie eine Flasche hervor. Gelassen schenkte er ein, und wir prosteten uns zu.
Der Whisky war wirklich gut. So einen bekam man nur in Schottland. Ich zündete mir noch eine Zigarette an, während Donald Fawcett an einer Zigarre nuckelte.
»Dann wollen Sie also das besser machen, was Ihre Kollegen nicht geschafft haben«, sagte er.
»Wir versuchen es zumindest.«
Fawcett wischte den Rauch zur Seite und schaute mich ernst an.
»Glauben Sie, daß Sie es packen?«
»Warum nicht?«
»Sie kennen die Verhältnisse hier nicht.«
»Dann klären Sie uns auf.«
»Klar, mach' ich. Dabei hoffe ich nur, daß Sie mich nicht für einen Spinner halten.«
»Glaube ich kaum. Wir sind Kummer gewöhnt.«
Donald Fawcett runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht so recht.« Er stäubte helle Asche ab und fuhr fort. »Sie haben sicherlich das gesehen, was von Ihrem Kollegen übriggeblieben ist.«
»Ja, leider.«
»Und haben Sie auch nach einer Erklärung gesucht?« Fawcett beugte sich vor.
»Auch das, wir nehmen an, daß man die Haut aufgelöst hat.« Ich warf Suko einen Blick zu, der bestätigte meine Ansicht durch ein Nicken.
»Und wer käme Ihrer Meinung dafür in Frage?«
»Das wollen wir erst herausfinden«, erwiderte Suko.
Donald Fawcett lehnte sich wieder zurück. »Ich kann es Ihnen sagen, Gentlemen.«
»Dann raus damit!« Auffordernd schaute ich ihn an.

»Es war Abrakim.« Er sagte das, als wäre dieser Mann so bekannt wie Mary Stuart. »Können Sie damit nichts anfangen?«

»Nein.«

»Abrakim ist der Herr des Geisterwaldes. Wir nennen diesen Ort auch Wald der Gerippe oder Skelette. Haben Sie nicht den dichten Wald an der Westseite bei der Herfahrt gesehen?«

Ich nickte.

»Genau das ist sein Reich. Dort treibt er sein Unwesen. Und das schon seit vielen Jahren, denn er ist längst tot oder müßte tot sein und lebt trotzdem weiter. Nachts haben ihn manchmal welche gesehen, wenn er mit seinen beiden Bluthunden durchs Dorf schlich. Natürlich kann man den Zeugen nicht so recht trauen, sie waren zumeist betrunken, aber erst gestern sind zwei junge Leute mit allen Anzeichen eines panischen Schreckens aus dem Wald zurückgekehrt und haben von einer grausamen Entdeckung berichtet. Sie fanden einen skelettierten Schädel und ein paar Yards weiter ein kopfloses Gerippe, das an einem Baum hing. Danach sollten sie selbst getötet werden, denn ihnen erschien Abrakim mit seinen beiden Bluthunden. Daß ihnen nichts geschehen ist, verdanken sie dem Eingreifen eines geheimnisvollen Wolfes, der plötzlich auftauchte, einen Hund tötete und den anderen vertrieb. Dann konnten sie fliehen, und der Wolf begleitete sie.«

»Kann ich mit den Leuten reden?« erkundigte ich mich. Die letzten Sätze hatten mich elektrisiert. Wieder war von dem Wolf die Rede gewesen und von einem Mann namens Abrakim.

»Nein, das können Sie nicht. Das Pärchen ist Hals über Kopf geflohen. Ich habe allerdings die Adressen. Doch damit nicht genug. Es sind vom Bautrupp vier Männer verschwunden. Ich habe die Meldung am frühen Morgen erhalten. Die Männer sind in den Wald gegangen und wollten dort Bodenproben entnehmen. Zurückgekehrt ist keiner. Ich war drauf und dran, eine Fahndung einzuleiten, wollte allerdings erst Ihr Erscheinen abwarten.«

»Das war gut.«

»So, Gentlemen, jetzt wissen Sie Bescheid. – Dieser Bautrupp macht mir auch Ärger. Sie wollen den Wald abholzen, und das läßt sich Abrakim nicht gefallen. Die Rache aus dem Jenseits trifft jeden, der den Geisterwald betritt, lassen Sie sich das von mir gesagt sein. Auch Ihnen kann es so ergehen.«

»Trotzdem werden wir uns den Wald ansehen.«

Donald Fawcett verzog das Gesicht. »Unterstützung werden Sie kaum bekommen. Kein Einheimischer würde den Geisterwald je betreten, das ist sicher.«

»Das braucht auch keiner«, sagte Suko. »Wir machen das.«

»Übernehmen Sie sich da nicht?«

»Kaum, mein Lieber. Es ist nicht das erste Mal, daß wir auf Dämonenjagd gehen.«

»Das habe ich schon gehört. Ihr Ruhm spricht sich herum. Doch ich habe das Gefühl, daß Sie sich an dem alten Abrakim die Zähne ausbeißen. Der ist nicht mehr zu töten und steht mit dem Jenseits in Verbindung.«

»Erst müssen wir ihn haben«, erwiderte ich. »Und dabei können Sie uns helfen.«

»Ich gehe nicht in den Wald!«

Mein Lächeln fiel spärlich aus. »Brauchen Sie auch nicht. Sie könnten uns allerdings erzählen, wie wir an diesen komischen Köhler herankommen.«

»Sie meinen, wo er sich aufhält?«

»Genau.«

»Irgendwo, Sir.«

»Die Antwort ist nicht gerade präzise.«

»Ich weiß«, gab der Polizist zu und nahm einen Schluck aus seinem Glas, wobei er versonnen auf ein altes Gemälde schaute, das in unserem Rücken an der Wand hing. »Aber es ist nun mal so. Niemand kennt den Unterschlupf des Köhlers. Wir wissen nur, daß er noch existiert. Wie und wo, das weiß niemand. Ehrlich nicht. Es ist ja auch keiner von uns in den Wald hineingegangen. Wenigstens nicht von denen, die noch leben. Selbst die Alten erzählen immer, daß sie sich in ihrer Jugend immer nur am Rand des Waldes aufgehalten haben. Heute machen es die Leute ebenso.«

»Wir müßten also Glück haben, wenn wir Abrakim finden wollen«, stellte Suko fest.

»So ist es.«

»Vielleicht wartet er schon auf uns«, grinste der Chinese.

»Momentan scheint ja einiges los zu sein, wenn ich mich hier so umschaue.«

»Da haben Sie recht«, sagte Donald Fawcett. »Ich komme mir bald vor wie ein Sheriff im Wilden Westen zur Zeit des Goldrausches. Da kamen die Gierigen auch in Scharen. Hier sind es eben die Typen von der Abräumfirma.«

Ich schaute auf meine Uhr. »Noch ist es hell. Ich wäre dafür, daß wir so schnell wie möglich losstiefeln.«

»Wollen Sie nicht lieber den nächsten Tag abwarten? Da bleibt Ihnen wesentlich mehr Zeit.«

Ich hob die Schultern. »Im Prinzip ist das nicht schlecht. Doch in so einer Nacht kann viel passieren. Sollte es dort ein Opfer geben, so möchte ich mir nicht den Vorwurf machen, einen Teil der Schuld daran zu tragen.«

»Stimmt auch wieder.«

»Außerdem haben Sie selber von den vier Verschwundenen gesprochen. Unter Umständen können wir…«

Ich sprach nicht mehr weiter, denn vehement wurde die Tür aufgestoßen. Nicht ein Kollege des Dienststellenleiters stürmte in den Raum, sondern einer der Männer, die uns auf der Treppe entgegengekommen waren, als wir die Polizeistation betreten wollten.

»Fawcett!« rief er. »Verdammt, Fawcett, sie sind wieder da!«

»Wer ist da?«

»Na, zwei von meinen Leuten, die vermißt waren.«

Der Sergeant sprang auf. »Und wo finde ich Sie?«

»Ich glaube, Sie wollten in die Kneipe und mit den anderen das Wiedersehen feiern.«

»Verdammt!« knurrte Donald Fawcett und griff zur Mütze. »Die sollen erst zu mir kommen. Wollen Sie mit?« erkundigte er sich und schaute uns an.

»Da fragen sie noch?« Ich hatte das Gefühl, auf eine heiße Spur gestoßen zu sein…

***

Der erste Weg hatte McNamara und seinen Kollegen Bradbury tatsächlich in das größte Gasthaus geführt. Hier saßen sie abends immer zusammen und tranken ihr Bier. Hier kannte man sie, und in der Kneipe würden sie die Kollegen treffen.

Kollegen!

Beide freuten sich schon darauf. Die würden sich wundern, was mit ihnen geschah. Sie waren noch ahnungslos, ebenso wie der leitende Ingenieur, den sie zufällig getroffen hatten.

Zuerst wurden sie gar nicht bemerkt, denn der Rauch aus zahlreichen Zigaretten und Zigarren hing wie eine dicke blaugraue Wolke über den Tischen und der langen Theke.

Bis einer zur Toilette mußte und McNamara sowie Bradbury an der Tür stehen sah.

Der Mann blieb abrupt stehen. Seine Augen wurden groß, und dann flog ein Lächeln über sein Gesicht, als er schrie: »Freunde, seht mal her, wen wir hier haben! Zwei unserer vier Ausreißer sind wieder da. Das gibt es nicht!«

Seine Stimme klang so laut, daß sie den Lärm in der Kneipe übertönte.

Auf einmal wurde es still.

Niemand sprach mehr. Nur das Rücken der Stühle und Hocker war zu hören, als die Männer sich umdrehten. Auch der Wirt und seine Frau, eine dralle Blondine, die ihre Kurven in einen engen Pullover gezwängt hatte und sich hin und wieder auch anfassen ließ, wobei ihr Mann schamhaft zur Seite sah, weil das Anfassen fürs Geschäft gut

war, machten lange Hälse und hörten auf zu zapfen.

Im nächsten Augenblick brach ein unbeschreiblicher Jubel los. »Ja, da sind sie! Die beiden Ausreißer! Wollten sie euch im Geisterwald nicht haben?«

Lachen, Schreien, Scherzen. Ein paar Männer stürmten von der Theke los auf die Neuankömmlinge zu und hievten sie unter.

»Das muß begossen werden!« rief der Wirt. »Ich spendiere eine Lokalrunde!«

Erneuter Jubel, der die Stimmung noch mehr anheizte. McNamara und Bradbury wurden fast zum Tresen getragen, und sie ließen es willig mit sich geschehen.

Auf zwei Hockern machte man Platz. Die Männer konnten sich setzen. Niemand fiel in der düsteren verräucherten Kneipe ihr Gesichtsausdruck auf. Er war nicht mehr so wie früher, sondern hatte einen Stich ins Grüne bekommen. Das ihnen eingespritzte Serum begann bereits zu wirken.

»Bier!« schrie jemand.

Wirt und Wirtin schufteten. Das kostbare Gesöff schäumte in die großen Gläser, die, leicht angestoßen, auf den jeweiligen Trinker zurutschten und fast immer vor ihm zum Stehen kamen.

Auch Bradbury und McNamara erhielten volle Gläser. Nach den anderen beiden Vermißten fragte keiner. Erst einmal mußten die Krüge geleert werden.

Die Wirtin bediente McNamara und Bradbury. Dabei beugte sie sich so weit vor, wie es ging, und ihr Busen wurde hochgeschoben.

Sie wollte den Männern schließlich etwas bieten. Vor allem McNamara hatte es ihr angetan. Mit ihm hätte sie gern ein Schäferstündchen oder auch zwei verbracht.

»Bitte sehr, die Herren«, sagte sie, »und auf eine glückliche Heimkehr, ihr beiden.«

McNamara und Bradbury reagierten nicht. Sie blieben stumm, wo sie ansonsten immer einen Scherz auf den Lippen hatten. Sie rührten nicht einmal die großen Gläser an.

»He, was ist los?« Die Wirtin schob ihren Arm vor und faßte McNamara an der Hand.

Der starrte sie an.

Die Frau erwiderte seinen Blick.

Plötzlich bekam sie Angst. Aus solchen Augen hatte sie der Mann noch niemals angeblickt. So starr, so kalt, so leblos. Ohne Gefühl waren seine Augen. Die Wirtin hatte das Gefühl, als wären die übrigen Stimmen weit weg von ihr, so daß sie sich mit den beiden Männern auf einer Insel befinden würde.

»Was ist mit dir?« fragte sie und wollte ihren Arm zurückziehen, was sie jedoch nicht schaffte, denn die fünf Finger waren wie eine

Klammer.

Dann öffnete McNamara den Mund.

Zuerst sah man nichts. Nur die normale Zunge. Doch einen Lidschlag später bewegte sich in seinem hinteren Rachen etwas, das sich langsam nach vorn schob und die untere Lippe sowie die Zahnreihe erreichte.

Etwas Langes, Grünes.

Die Augen der Frau wurden groß. Aus ihrem Gesicht verschwand das Blut. Kalkig weiß präsentierte sich die Haut. Die Wirtin wollte schreien, da fuhr etwas Glitschiges aus dem Mund des Mannes, das die Frau an eine Schlange erinnerte.

Es traf ihr Gesicht.

Hart klatschte es hinein, rutschte an der Wange entlang, und bevor sich die Frau versah, hatte es sich um ihren Hals gewickelt und zugezogen.

Von einer Sekunde zur anderen bekam die Wirtin keine Luft mehr. Sie riß zwar noch den Mund auf, um zu Schreien, aber der Griff war so hart, daß sie keinen Ton hervorbrachte.

Und McNamara zog.

Eine immense Kraft steckte in dem lianenartigen Gegenstand, der aus seinem Mund gedrungen war. Soviel Stärke, daß die Wirtin über die Theke gezogen wurde. An deren Rand wollte sie sich festklammern, doch ihre Finger rutschten ab. Zwei Nägel brachen. Mit ihrem Körper räumte sie Gläser weg, die zu Boden fielen und zersprangen.

Und die anderen?

Erst jetzt wurden sie aufmerksam. Die Männer mußten mit Entsetzen zusehen, wie die Wirtin über die Theke gezogen wurde. Die Frau wehrte sich, sie schlug mit den Armen, ihre Hände umklammerten den Gegenstand, wollten ihn wegziehen, doch sie kam gegen die Kraft nicht an.

Der andere ließ ihr keine Chance.

Bradbury wirbelte herum. Ein Mutiger wollte es wissen. Er hatte seinen Platz verlassen und stürzte auf die Theke zu, um der Frau zu Hilfe zu eilen.

Da öffnete Bradbury seinen Mund. Wie eine Peitschenschnur zuckte genau das gleiche Etwas zwischen den Zähnen hervor und umwickelte die Hüfte des Mannes.

Sein Vorwärtsdrang wurde gestoppt. Er rutschte aus. Es wirkte, als wären ihm die Beine weggezogen worden. Dann packte ihn eine ungeheure Kraft und hievte ihn vom Boden hoch, wobei er in der Luft schweben blieb.

Erst jetzt gellten die ersten Schreie auf. Die Gäste, allesamt harte Männer, wurden vom Grauen geschüttelt. Sie trauten sich nicht, einzugreifen, sondern wichen zurück und bildeten einen großen Kreis.

Entsetzt mußten sie mit ansehen, was McNamara und Bradbury mit den beiden Menschen anstellten.

Die Bewegungen der Frau, die mittlerweile ebenfalls über dem Kneipenfußboden schwebte, wurden schwächer. Kaum konnte sie ihre Arme oder Beine noch steuern.

Ein dumpfer Aufprall. Ein Schrei. Bradbury hatte den Gefangenen hart zu Boden geschmettert. Mit dem Gesicht zuerst war er aufgeschlagen. Blut spritzte aus seiner Nase.

Wieder hab Bradbury ihn an. Der Mann war nur noch ein wimmerndes Bündel. Einen zweiten, ebenso harten Aufprall würde er nicht überleben.

Das war genau der Moment, wo wir die Gaststätte betraten!

***

Bläschen stiegen an die Oberfläche. Feine, kleine Perlen. Letzte Reaktionen auf einen schrecklichen Vorgang.

Und in der Wanne schwamm ein Skelett!

Ein zweites lag neben ihr auf dem Boden. Kein Hautrest klebte mehr auf den Knochen. Sie schimmerten bleich wie ein Vollmond im April. Die unheimliche Substanz, deren Zusammensetzung nur Mandragoro kannte, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt.

Aus zwei Menschen waren Skelette geworden!

Wieder einmal hatte Abrakim gewonnen. Kichernd rieb er sich die Hände. »Ihr werdet meine Bäume schmücken!« flüsterte er. »Da bin ich ganz sicher. Ein prächtiger Schmuck werdet ihr sein, ihr verdammten Frevler. Noch keiner hat überlebt, wenn er sich direkt mit mir angelegt hat. Sie alle haben mitgeholfen, einen herrlichen Wald zu dekorieren. Bald werden überall die Gerippe hängen und jeden warnen, sich mir zu nähern. Ihr seid die ersten.«

Er schüttelte sich vor Lachen und griff mit beiden Händen in die grünblaue Brühe. Ihm tat diese Flüssigkeit nichts. Er war dagegen gefeit, denn er stand unter dem Schutz des großen Mandragoro.

Die Finger faßten unter die knöchernen Schultern des Skeletts und hievten es hoch. An den blanken Knochen rann die sirupartige Flüssigkeit herab, tropfte zu Boden und bildete dort kleine Lachen.

Ein Käfer krabbelte, neugierig geworden, herbei, geriet in die Lache und spielte verrückt.

Er drehte und wand sich, etwas dampfte auf, ein leises Zischen, dann war der Käfer verschwunden. Nichts blieb mehr zurück.

Der Bluthund hielt sich in einer bestimmten Entfernung. Er wußte Bescheid. Mit dem sicheren Instinkt spürte er, daß er dieser Brühe nicht zu nahe kommen durfte.

Jetzt hatte Abrakim es endlich geschafft. Beide Skelette lagen nebeneinander. Er bückte sich, klemmte sich einen knöchernen Körper

unter den linken, den anderen unter den rechten Arm und schlurfte brabbelnd in den Stollen hinein.

Der Hund folgte ihm dabei wie ein Schatten.

In seiner Hütte angekommen, legte er die Skelette zu Boden, ging noch einmal zurück und holte die Lampe sowie das Messer. Der Schein glitt ein letztes Mal über die Drahtschlingen, mit denen die Männer gefesselt worden waren. Die einzigen Spuren, die auf ein schreckliches Ereignis hinwiesen.

Jetzt erst war der Zwerg bereit, die Hütte zu verlassen. Wieder mit den beiden Knöchernen. Es machte ihm nichts aus, sie zu tragen.

Als er die Tür mit dem Fuß aufstieß, bemerkte er sofort die Veränderung des Wetters.

Der Dunst hatte sich verdichtet. Er war zwar noch nicht zu einem grauweißen Nebel geworden, aber seine langen Fahnen hingen wie Leichentücher zwischen den Bäumen und gaben dem Wald ein unheimliches Aussehen, so daß der Name Geisterwald erst jetzt richtig zu ihm paßte.

Abrakim wußte auch schon einen Platz, wo er die beiden Gerippe aufhängen würde. Es gab da einen schmalen Pfad, der noch nicht richtig zugewachsen war. Dieser Weg war nicht sehr weit von seiner Unterkunft entfernt und führte quer durch den Wald.

Die Stricke hatte er in seinen Taschen deponiert. Überall verteilt hatte der zwergenhafte Köhler geschickte Fallen aufgestellt. Fallen, in die seine Opfer hineingeraten würden, ohne eine Chance zu besitzen, sich zu befreien.

Der Bluthund zeigte Unruhe. Er lief voran, blieb aber des öfteren stehen und schaute sich witternd um. Das fiel auch Akrakim auf, der seinen Begleiter mit Sorge betrachtete. Der Vierbeiner benahm sich, als würden Feinde in seiner Nähe lauern. Er war sehr unruhig, knurrte manchmal und winselte auch.

Abrakim dachte an den Wolf. Ob der es war, der seinen Bluthund so verunsicherte? Der zwergenhafte Köhler glaubte daran. Dieser Wolf war nicht normal. Er sah zwar so aus, aber mit dem sicheren Instinkt eines dämonischen Wesens spürte Abrakim, daß dieser geheimnisvolle Wolf ein Feind von ihm war.

Wenn er ihn nur hätte sehen können, aber der ließ sich nicht blicken. Er war schlau und hielt sich zurück. Dschungelartig war der Wald zugewachsen. Auch der Pfad verschwand irgendwo im Dickicht.

Der Bluthund fand zuerst seinen Weg durch das Unterholz. Manchmal verhakten sich die makabren Skelette in den Zweigen und Ästen der Bäume. Doch Abrakim zog sie immer wieder frei. Schließlich erreichte er die Stelle, die er für sein Vorhaben ausgesucht hatte.

Es war eine kleine Lichtung, sie wirkte wie eine Insel inmitten des

dichten Waldstücks.

Das Fleckchen Erde selbst war zwar kahl, aber um den Kreis herum wuchsen Bäume, die ihre starken Äste wie überlange, braune Finger vorstreckten.

Starke Äste!

Genau die brauchte Abrakim. Er blieb stehen, und sein vierbeiniger gefährlicher Begleiter ließ sich neben dem Baumstamm nieder. Er kannte dieses Schauspiel schon und beobachtete es mit immer neuem Interesse.

Abrakims Gesicht bewegte – sich. Selbst über dieser kleinen Lichtung hingen die Dunstschleier, als würden sie von irgendwelchen unsichtbaren Händen festgehalten.

Die Feuchtigkeit hatte sich auch auf das aus der Erde wachsende Gras gelegt. Der nasse Film lag auf jedem einzelnen Halm und bildete dort winzige Tropfen.

Abrakim arbeitete schnell und geschickt. Er holte die Stricke aus seinen Taschen und schleuderte das erste Seil über den am weitesten vorspringenden Ast. Das andere Ende des Seils behielt er in der Hand, ging damit ein Stück zur Seite und wickelte es um den Baumstamm. So zurrte er es fest. Zufrieden nickend sah er, wie das erste Ende dicht vor seinen Augen baumelte. Jetzt brauchte er es nur noch um die Schulterknochen des Gerippes schlingen, und alles war klar.

So hatte er es immer gehalten.

Die Knochen des Gerippes klapperten gegeneinander, als er das Skelett anhob.

Ein Knoten im Seil, ein prüfender Zug, Abrakim war zufrieden, als das Skelett festhing.

Das war’s.

Mit dem zweiten verfuhr er ebenso. Nur schaukelte dies jetzt an einem anderen Ast. Es befand sich, von Abrakim aus gesehen, links neben dem ersten.

Einen Schritt trat der zwergenhafte Köhler zurück. Dabei griff er unter seinen Umhang und holte das schwere Schlachtermesser hervor. Er schwang das Messer von einer Seite zur anderen. »Ich werde euch in die Falle locken«, flüsterte er und meinte damit die Opfer, die noch den Weg zu ihm finden würden. »In die Falle gehört ihr, und dann trenne ich euch die Schädel ab.« Wieder kicherte er, und sein Gesicht bewegte sich unter schweren Zuckungen.

Hastig drehte er sich um.

Der Bluthund wußte, was er zu tun hatte, streckte seinen Körper und folgte ihm.

Die Unruhe hatte bei dem Vierbeiner nicht nachgelassen. Noch immer spürte er die Gefahr, die irgendwo im Verborgenen lauerte.

Er witterte mit dem sicheren Instinkt eines Tieres, daß es diesmal

anders werden könnte.

Und er hatte recht.

Denn irgendwo im dichten Unterholz hockte der Wolf und beobachtete das Tun des Zwerges aus seinen grünlich schimmernden Augen…

***

Eigentlich stürmten wir in die Gaststätte, denn auf der Straße schon hatten wir den Lärm gehört. Wir waren deshalb noch schneller gelaufen und ließen Sergeant Fawcett hinter uns.

Vor dem Gebäude lief ein schmaler Bürgersteig. Reklameschilder lehnten an der Hauswand. Im Vorbeihuschen las ich, daß der Wirt sein tolles preiswertes Essen anpries.

Dann standen wir auf der Türschwelle!

Es war für uns ein Schock, denn das Bild, das sich unseren Augen bot, hätten wir nie im Leben erwartet. Die Gäste hatten einen großen Halbkreis gebildet, und alle starrten in eine Richtung. Und zwar zur Theke hin, wo sich ein Drama abspielte.

Dort sahen wir die beiden zurückgekehrten Arbeiter. Sie sahen fast normal aus, wenn man von der etwas verfärbten Haut, die uns trotz des schummrigen Lichtscheins auffiel, mal absah. Am schlimmsten waren ihre Gesichter. Sie zeigten zwar ebenfalls menschliche Züge, doch aus ihren Mäulern wuchsen daumendicke, lianenartige Gewächse, die eine Frau und einen Mann umschlungen hielten.

Der Mann blutete im Gesicht, er wurde in Hüfthöhe eingeschnürt und schien mehrmals auf die Erde geschlagen worden zu sein.

Die Frau bekam keine Luft. Dir Hals war nicht mehr zu sehen, dort hatte sich der grüne Lianenarm herumgeschlungen und verdeckte die Haut völlig. Die Bewegungen der Unglücklichen waren bereits ermattet. In Armen und Beinen steckte keine Kraft mehr, das Gesicht war schon bläulich angelaufen.

Was sich hier in der Beschreibung etwas lange anhört, dauerte tatsächlich nur eine Sekunde, in der Suko und ich das alles erfaßten.

Wir beide waren ein aufeinander eingespieltes Team. Auch ohne vorher große Pläne zu schmieden, wußte jeder von uns genau, was er zu tun hatte.

Suko stand dem Mann näher, ich der Frau.

Ziehen, laufen, schießen – drei Bewegungen, die bei mir flüssig abliefen.

Der Körper des Entarteten war überhaupt nicht zu verfehlen. Die geweihte Silberkugel drang ihm schräg in die Seite. Er bäumte sich auf. Im selben Moment zuckte die lange grüne, lianenartige Zunge zurück, die Frau kam frei, torkelte, fiel hin, und sie berührte kaum den Boden, als die Zunge schon wieder herumschwang, auf den Boden

klatschte, dann dicht über ihn hinwegwischte und auf mich zufegte.

Ich sprang zwar in die Höhe, aber nicht hoch genug. Die ekelhafte Zunge erwischte mich an der linken Wade und ringelte sich dort sofort fest. Dem plötzlichen Ruck konnte ich nichts entgegensetzen, das Bein wurde mir weggezogen, das andere schleuderte ich in die Höhe, und dann lag ich ebenfalls am Boden.

Auch Suko hatte seine Schwierigkeiten, wie ich aus den Augenwinkeln bemerkte, bevor mich der mutierte Mensch zu sich heranzog.

Mit einer wahren Bravourleistung war es meinem Partner gelungen, den Mann zu retten.

Er hatte nicht geschossen und auch das letzte Mittel, seinen Stab, nicht eingesetzt. Die beiden Wesen waren durch unser Eintreten überrascht worden. So hatte Bradbury mitten in der Bewegung angehalten und sein Opfer kein zweites Mal mehr zu Boden geschmettert. Diese Zeitspanne konnte Suko nützen. Bevor sich das Wesen versah, war der Chinese bei ihm. Seine starken Hände umfaßten den verletzten Mann, um ihn aus der Umklammerung zu reißen.

Suko hatte damit gerechnet, daß die gefährliche Zunge weiterhin festhalten würde. Um so überraschter war er, daß sie plötzlich losließ. Da Suko immer noch zog, kippte er durch die Auflösung des Widerstandes zurück.

Er hatte soviel Schwung, daß es ihm wie mir ging. Der Chinese schaffte es nicht mehr, sich auf den Füßen zu halten, fiel ebenfalls und riß den Verletzten mit, der auf ihn prallte.

Augenblicklich wischte die Zunge des mutierten Menschen wieder auf Suko und den Verletzten zu. Jetzt wollte er nicht nur den Verletzten als Opfer, sondern beide.

Das war auch Suko klar. Er dachte zuerst an den Verletzten und warf ihn ziemlich ruppig zur Seite, so daß er aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich rollte.

Dafür traf die überlange Zunge den Chinesen. Und zielen konnte dieser Mann.

Längs klatschte die Zunge auf Sukos Körper, berührte auch sein Gesicht und verdeckte dabei das linke Auge. An der Schulter klammerte sie sich fest. Zwar stemmte der Chinese seine Hacken gegen den Boden, doch er hatte der Kraft des anderen nichts entgegenzusetzen. Suko wurde auf seinen Gegner zugezogen.

Jetzt bedauerte er es, daß er nicht auch geschossen hatte, aber er hatte den Mann nicht in Gefahr bringen wollen, denn er und das Monster waren nicht weit voneinander getrennt gewesen.

Aufgeben wollte Suko natürlich nicht. Er breitete die Beine aus und bot so mehr Widerstand. Das merkte auch sein Gegner. Er verdoppelte

seine Anstrengungen, wobei es Suko trotzdem gelang, an seine Waffe zu kommen.

Als er die Beretta in der Rechten hielt, hatte er die Hälfte der Distanz bereits hinter sich.

Eine vorzügliche Schußposition.

Suko zögerte auch nicht länger, zielte kurz und drückte ab.

Das geweihte Silber hieb in die Brust des Mannes. Sie riß dort ein Loch, das sah Suko genau, doch Blut trat nicht aus der Wunde. Dafür eine grünliche Masse, die an einen feuchten Pflanzenmatsch erinnerte und langsam wie dicker Brei aus der Wunde und an der Brust des Wesens herabrann.

Auch mit der langen Zunge tat sich etwas. Sie zuckte zurück, und während dies geschah, änderte sich ihre Farbe und ihre Art. Sie verfaulte langsam und wurde braun dabei.

Braun und brüchig.

Als das dämonisch infizierte Wesen umkippte, verdorrte auch die Zunge.

Ich hatte den Fall ebenfalls gehört und sah den zweiten Gegner am Boden liegen. Meiner hielt sich.

Noch, muß ich sagen, denn auch aus seiner Wunde drang in dicken Stößen die widerlich grüne Masse, die mich an pflanzlichen Brei erinnerte und in dicken Tropfen zu Boden klatschte.

Mit jedem Schwall, der aus der Wunde quoll, verringerte sich auch die Kraft des Wesens. Zwar hielt die lange dünne Zunge meine Wade noch immer umschlossen, ihr fehlte jedoch die Kraft. Als ich mich aufsetzte und mit beiden Händen danach griff, zerbröckelte sie unter meinen zupackenden Fingern.

Der Mutant schlug schwer zu Boden.

Er rührte sich nicht mehr und war, wie auch Sukos Gegner, erledigt.

Wir standen auf.

Niemand sprach ein Wort. Die Gäste mußten ihr Entsetzen und die Angst erst einmal überwinden, bevor sie wieder normal denken wollten. Da gab es keinen, dem nicht das erlebte Grauen im Gesicht geschrieben stand.

Auch Sergeant Fawcett. Er stand in der offenen Tür, kalkweiß im Gesicht, hatte einen Arm ausgestreckt und hielt sich am Futter fest, als würde er sonst zu Boden fallen.

Dabei schüttelte er den Kopf und strich über sein Gesicht. Der Mund öffnete und schloß sich. Ein Wort drang nicht über seine Lippen. Er war einfach zu geschockt.

Ich kümmerte mich um den Verletzten. Er war nicht bewußtlos.

Sein Gesicht sah schlimm aus. Die Nase hatte er sich mindestens gebrochen, die Lippen waren aufgeplatzt, und bestimmt hatte er eine Gehirnerschütterung.

Er jammerte leise.
»Einen Arzt!« rief ich. »So schnell wie möglich.« Es waren die ersten Worte, die die lastende Stille unterbrachen.
Als sich keiner rührte, wiederholte ich die Forderung. Erst jetzt griff der Wirt zum Telefon. Es stand im Regal hinter der Theke. Die Finger des Mannes zitterten so sehr, daß er den Hörer fallen ließ und zweimal nachgreifen mußte.
Suko hatte sich um die blonde Frau gekümmert. Flach lag sie auf dem Boden. Ihr Hals zeigte eine rötliche Verfärbung. Suko kniete über ihr und machte Mund-zu-Mund-Beatmung. Ich ging zu ihm und hoffte, daß mein Partner es schaffte.
Der Sergeant löste sich von der Tür. Er ging wie ein Westernheld, so steif. In seinem Gesicht zuckte es. Nicht mich sprach er an, sondern die übrigen Gäste.
»Geht«, sagte er mit kratziger Stimme. »Los, raus. Ich will euch nicht mehr sehen.«
Die Männer nickten und zogen sich tatsächlich zurück. Wortlos gingen sie, manche von ihnen hatten die Köpfe eingezogen. Ihnen war das Grauen begegnet, und eine Erklärung hatte keiner.
Ich auch nicht. Das sagte ich dem Sergeant, als er mich darauf ansprach.
»Nein, ich kann Ihnen nichts sagen. Noch nichts. Wir müssen erst diesen Abrakim finden.«
»Das wollen Sie noch?«
»Natürlich, Sergeant. Glauben Sie denn im Ernst, er würde seine Pläne nach diesen Vorkommnissen fallenlassen? Wie gefährlich er ist, haben Sie ja gesehen. Wenn wir ihm nicht das Handwerk legen, werden bald noch mehr Menschen in seine Klauen geraten und zu dämonischen Wesen verändert.«
»Aber wie wollen Sie ihn stoppen?« In der Stimme des Polizisten klang Verzweiflung mit.
»Indem wir ihn aus seinem verdammten Rattenloch holen, Sergeant. Das ist es.«
»Sie schaffen es nicht.«
»Keine Sorge, Mr. Fawcett. So leicht kriegt man uns nicht unter. Nur müssen wir uns beeilen.«
»Der… der Arzt kommt«, meldete der Wirt.
»Wen haben Sie angerufen?« fragte Fawcett.
»Dr. Hillary.«
»Aber das ist doch ein Quacksalber.«
»Es gibt ja keinen anderen in Esberry.«
»Leider!« knirschte der Polizist. »Hillary ist ein pensionierter Arzt, der die Siebzig bereits erreicht hat. Kaum einer schenkt ihm noch Vertrauen.«

Die Erklärung war mehr für uns gedacht.
»Wollen hoffen, daß er es schafft«, sagte ich.
Fawcett ging zum Tresen und nickte dem Wirt zu. »Gib uns einen Schnaps, Perry.«
Der Wirt schob dem Sergeant die Flasche hin. Er konnte kein Glas füllen, da seine Hände zu sehr zitterten. Fawcett selbst schenkte ein.
Suko richtete sich auf.
»Und?« fragte ich.
»Sie wird es schaffen«, behauptete mein Partner. »Puls und Herzschlag sind zwar nicht normal, aber wahrscheinlich ist sie in zwei Tagen wieder fit.«
Uns fiel ein Stein vom Herzen, und der Wirt stöhnte vor Erleichterung auf.
»Es ist seine Frau«, erklärte der Sergeant.
Er und ich tranken. Der Schnaps gehörte zu der Selbstgebrannten Sorte, und er schmeckte nach wildem Wacholder.
»Da sitzt was hinter«, sagte der Polizist und wischte sich über die Lippen, bevor er ein zweites Glas einkippte.
Dann erschien der Arzt. Ein älterer Mann, der eine schwarze Tasche trug und seinen mageren Körper in einen grauen Mantel gewickelt hatte.
»Nein, nein«, sagte er, als er sich das Gesicht des Verletzten anschaute. Danach arbeitete er schnell und geschickt. Man konnte wirklich mit ihm zufrieden sein.
Ich schaute auf meine Uhr. Der nicht einkalkulierte Zwischenfall hatte uns Zeit gekostet.
»Wollen Sie nicht doch bis zum morgigen Tag warten?« fragte mich Sergeant Fawcett.
»Auf keinen Fall. Das hier muß durchgezogen werden, bevor Abrakim noch mehr Unheil anrichtet. Es tut mir leid, Sergeant, aber so ist es nun einmal.«
»Ich werde mitgehen.« Er stieß die Worte hart hervor, und wir merkten ihm an, welch eine Überwindung es ihn kostete, so zu handeln. Bei uns stieß er mit diesem Entschluß auf Granit.
»Das kommt nicht in Frage«, erwiderte ich. »Sie bleiben hier, Mr. Fawcett.«
»Aber Sie kennen den Weg nicht.«
»Sie denn?«
»Den Wald kenne ich einigermaßen. Wenigstens die Randgebiete. Ich weiß nur nicht, wo sich dieser verdammte Abrakim aufhält.«
»Wir werden ihn schon finden.«
Fawcett leerte das zweite Glas mit einem Schluck. »Das, Sir, glaube ich Ihnen nicht. Was zahlreiche Einheimische nicht geschafft haben, wollen Sie schon beim erstenmal packen?«

»Warum nicht?« Ich lächelte. »Es ist doch ganz einfach. Der Wald ist, soviel ich inzwischen weiß, eine Falle für die ahnungslosen Menschen. Und wir werden uns gern in die Falle begeben. Nicht wir finden Abrakim, sondern er uns.«

»Davon sind Sie überzeugt?«

»Sonst würden wir dieses Unternehmen nicht starten.«

Fawcett hob die Schultern. »Ich sehe schon, daß ich Sie nicht abhalten kann.«

»Nein, das können Sie wirklich nicht. Aber Sie und Ihre Leute könnten dafür sorgen, daß niemand außer uns den Wald betritt. Sonst würde es wirklich gefährlich.«

Fawcett lachte. »Glauben Sie denn, daß noch jemand nach diesen Vorfällen Lust dazu hätte?«

Nein, das glaubte ich nicht. Es war nur als Sicherheit gedacht. Ich wechselte das Thema und bat den Polizisten, uns einen bekannten Weg zu erklären und aufzuzeichnen.

Das tat er gern. Wir setzten uns an einen Tisch. Der Wirt gab uns ein Bett, und Fawcett begann zu zeichnen, wobei er einige Erklärungen abgab, die wir uns gut einprägten.

Wäre doch gelacht, wenn wir diesen geheimnisvollen Abrakim nicht finden würden…

***

Glücklicherweise führte fast bis an den Rand des geheimnisvollen Waldes eine Straße. Die Asphaltdecke endete schließlich und führte als Schotterweg weiter. An seinem Ende ließ ich den Bentley stehen, denn quer durchs Gelände fahren wollte ich mit meinem Wagen nicht.

Natürlich hatte es im Dorf Aufregung gegeben – und offene Rebellion. Die Männer waren sauer. Arbeiter wollten nicht mehr weitermachen, die Angst schlich wie ein gefährliches Gift durch die Straßen. Der Sergeant und die Einwohner hatten natürlich nichts dagegen, daß die Fremden ihren Ort verlassen wollten. Im Gegenteil, sie waren froh darüber.

Ich stieg aus.

Suko hatte an der Beifahrerseite ebenfalls den Wagen verlassen.

Wie auch ich schaute er sich um.

Es war kühler geworden. Dunst umhüllte nicht nur uns, sondern auch den Wald. Er hatte sich fast schon zu einem Nebel verdichtet.

Das war das richtige Gruselwetter, für uns eine beeindruckende Kulisse, um den Geisterwald zu besuchen.

Wir hatten schon vorher unseren Plan abgesprochen. Nicht gemeinsam wollten wir gehen, sondern einzeln. Jeder für sich.

Falls irgend etwas war, konnte der eine dem anderen über Funk Bescheid geben. Wenn wir getrennt suchten, dann verdoppelten sich

die Chancen, etwas zu finden.

Wir überprüften noch einmal unsere Waffen. Suko trug alles bei sich und ich ebenfalls.

Zum Abschluß schlug der Chinese auf die Motorhaube des Bentley.

»Dann wollen wir mal sehen«, sagte er.

Zuerst blieben wir noch zusammen. Der Weg, über den wir schritten, war mit hohem Gras bewachsen, das an einigen Stellen Knicke zeigte. Ein Beweis, daß der Weg hin und wieder auch von Fahrzeugen benutzt wurde. Sicherlich fuhren die nur bis zu einer bestimmten Grenze.

Ein paar Raben oder Krähen, so genau erkannte ich das nicht, huschten über uns hinweg. Zuerst hörten wir ihren klatschenden Flügelschlag, dann wehte ihr Krächzen an unsere Ohren.

Der Dunst umgab uns wie ein gewaltiger Schleier. Blaßgrau sah er aus, ebenso der Himmel, der sich langsam aber sicher verfärbte.

Bald würde es dunkel sein, und wir waren froh, die lichtstarken Taschenlampen bei uns zu tragen.

Ich grinste Suko an. »Und?« fragte ich.

Der Chinese hob die Schultern.

»So ganz wohl fühle ich mich auch nicht.«

»Das heißt, du spürst etwas.«

»Nein.« Suko deutete auf den dunklen Waldrand. »Das Gebiet ist ziemlich groß. Hoffentlich schaffen wir es.«

»Es soll ein Weg hindurchgehen.«

»Den finde mal.«

»Werde ich auch«, erwiderte ich und holte die Zeichnung aus der Tasche, die mir der Sergeant angefertigt hatte. Ich faltete sie auseinander.

Zum Glück war es noch so hell, daß wir unsere Lampen schonen konnten. Wir sahen auch so.

Da war das Ende der Schotterstraße eingezeichnet. Wir konnten genau den Punkt bestimmen, wo wir uns momentan aufhielten.

»Hier«, sagte Suko und deutete mit dem Zeigefinger dorthin.

Ich nickte, schaute auf die Karte, anschließend nach vorn und entdeckte auch den von dem Sergeant eingezeichneten Weg in natura.

Es war ein schmaler Pfad, der in den Wald hineinschnitt und sich in Schlangenlinien weiterschlängelte.

Wir nahmen den Pfad auch. Bis zu seinem Ende wollten wir zusammenbleiben.

Dieser Wald hatte wirklich eine unheimliche Aura. Er kam mir wie ein Urwald vor.

Da hatte niemand gerodet oder abgehackt. Die Bäume wuchsen kreuz und quer. Dazwischen breitete sich das Unterholz aus. Ein Wirrwarr auf einem dicken Laubteppich, der von den abgefallenen Blättern der

Bäume gebildet wurde.
Lautlos konnten wir uns nicht bewegen. Unsere Füße schleiften durch die faulenden Blätter und wirbelten sie manchmal wie Papierschnipsel in die Höhe.
Noch befanden wir uns nicht direkt im Wald. Die Bäume standen nicht sehr dicht, waren auch nicht sehr hoch, und wir mußten erst einen Gebüschstreifen durchqueren, um in den eigentlichen Wald zu gelangen.
Schlagartig wurde es dunkler. Jetzt standen die Bäume so nah, daß von dem Pfad nichts mehr zu erkennen war. Und doch mußte er weiterlaufen, wenigstens auf unserer kleinen Zeichnung. Wir konnten dem Sergeant vertrauen, er hatte sich bestimmt nicht vertan.
Gleichzeitig schalteten wir unsere Lampen ein, nachdem wir sie vom Gürtel losgehakt hatten.
Armdick waren die Strahlen, die einen Teil der uns umgebenden Finsternis vertrieben. An sich fiel der Dunst kaum auf. Erst als die Lichtbahnen hineinstachen, da erkannten wir, wie stark der Nebel doch zugenommen hatte.
Es wallte und quirlte in den parallel laufenden hellen Streifen.
Weiter vor uns verlor sich der Strahl als zerfasernder Teppich im dichten Dunst.
Die uns umgebende Stille konnte man als bedrückend bezeichnen.
Hin und wieder knackte mal etwas oder raschelte, das war aber auch alles. Tiere bekamen wir nicht zu Gesicht.
Wir hatten dies schon öfter erlebt. Wenn in irgendeinem Gebiet etwas nicht stimmte, dann merkten es zuerst die Tiere. Sie besaßen den sicheren Instinkt und zogen sich zurück, denn sie reagierten sensibler als die Menschen.
Suko stieß mich leicht an und nickte. Ich kannte das Zeichen.
Mein Partner wollte weiter. Wir hatten wirklich keine Minute zu verlieren, und trotz meines gesunden Optimismusses glaubte ich nicht daran, daß wir vor Einbruch der Dunkelheit noch irgend etwas erreichten.
Vor unseren Lippen dampfte der Atem. Er verquirlte sich mit dem Dunst. Auf den Lederjacken glänzte die Feuchtigkeit.
Suko hatte den Pfad wiedergefunden. Mehr Zufall als Können.
Ich hielt weiterhin meine Zeichnung in der Hand, schaute genau hin, und nach etwa fünf Minuten Fußmarsch hatte uns der Wald vollends umfangen. Ob wir rechts, links, vor- oder zurückgingen, es spielte alles keine Rolle mehr.
Schließlich erreichten wir auch das Ende des Pfads, der wirklich nur mehr ein Wildwechsel gewesen war.
Wir blieben stehen.
»Trennen?« fragte Suko nach.

Ich nickte, holte gleichzeitig mein Sprechgerät aus der Seitentasche und checkte es noch einmal durch.

Alles klar, das Ding funktionierte. Ich ließ es wieder verschwinden, während Suko auf seine Uhr schaute.

»Bleibt es dabei?«

Wir hatten abgemacht, uns in einer halben Stunde wieder zu melden. Auch wenn nichts geschehen war, so wollten wir doch gegenseitige Informationen austauschen.

»Dann los«, sagte Suko und schlug mir noch einmal auf die Schultern.

Ich grinste schief. »Und benimm dich.«

»Klar, ich heiße ja nicht Sinclair.« Das waren Sukos letzte Worte.

Er ging ein paar Schritte zur Seite und war schon bald vom Dunst und Unterholz verschluckt.

Suko war nach rechts gegangen, also nahm ich mir die andere Richtung vor und marschierte nach links. Ich kam mir dabei wirklich wie ein Waldläufer vor, der damit rechnete, von Indianern überfallen zu werden.

Nur waren es in meinem Fall keine Indianer, sondern irgendwelche gespenstischen Wesen, die mir an den Kragen wollten. Und eine Person namens Abrakim.

Auf ihn war ich gespannt. Eine genaue Beschreibung hatte ich nicht bekommen.

Niemand, auch nicht der Sergeant, hatte diesen Abrakim in letzter Zeit je zu Gesicht bekommen. Er war ein Wesen, das sich zurückhielt und aus dem Hinterhalt gefährlich zuschlug, womit er seine Gegner überraschte.

Dicht standen die Bäume. Dieser Wald war gesund. Er regenerierte sich selbst. So eine Mischung aus Laub- und Nadelhölzern fehlte gerade in unserer Zeit, wo zwar Aufforstung betrieben wurde, die allerdings kaum über eine Monokultur hinausging.

Wenn schwere Stürme wüteten, fällten sie die kranken Bäume. So auch hier.

Des öfteren mußte ich über Baumstämme klettern. Der Wind hatte wie mit harter Hand zugeschlagen und die alten Baumriesen geknickt. Sie bildeten sperrige Hindernisse. Die Rinde war glitschig durch das feuchte Moos, das auf ihr lag.

Schon bald waren meine Haare naß. An den tief hängenden Zweigen klebten die Wassertropfen. Ich streifte sie ab, wenn ich an den Büschen oder Bäumen vorbeischlich.

Auch das untere Drittel meiner Hose klebte mir an den Beinen.

Die hohen Gräser gaben das Wasser ab, wenn ich sie knickte.

Zwanzig Minuten waren seit unserer Trennung vergangen, und gefunden hatte ich nichts. Dafür kam ich mir vor wie jemand, der sich hoffnungslos verirrt hatte. Einen Kompaß trugen wir nicht bei uns, ich

wußte wirklich nicht, wie ich wieder zurückkommen sollte, und empfand die Trennungsidee auf einmal gar nicht mehr so gut.

Der Lichtstrahl tanzte durch den Dunst. Er bewegte sich so, wie ich meine Hand hielt. Manchmal huschte er über den Boden, dann berührte er Baumstämme oder glitt wie ein heller Schemen durch Sträucher und Unterholz.

Wieder mußte ich über zwei Stämme klettern und wunderte mich plötzlich, als ich mehr Platz hatte.

Vor mir befand sich ein Weg.

Er war sogar ein wenig breiter als der, den wir gegangen waren.

Er führte nach zwei Seiten weiter. Ich entschied mich für die linke und blieb meiner ersten Richtung treu.

Ich konnte mich jetzt schneller bewegen. Kein großes Hindernis stoppte mich.

Den rechten Arm hielt ich vorgestreckt. Die Lampe war eingeschaltet, und der helle Strahl versuchte, den Dunst zu durchdringen.

Ein paarmal schon hatte es in meiner Nähe geraschelt.

Jetzt wieder.

Diesmal blieb ich stehen.

Sofort verstummte das Geräusch. Ich drehte mich langsam um, und auch mein Arm mit der Lampe machte diese Bewegung mit.

Dabei wurde ich das verdammte Gefühl nicht los, daß irgend jemand oder irgend etwas in meiner Nähe lauerte.

Vielleicht Abrakim? Hatte er mich bereits im Visier, ohne daß ich es ahnte? Möglich war dies durchaus. Er kannte diesen Wald schließlich besser als ich.

Ich ging weiter und spitzte noch mehr die Ohren als zuvor. Das Geräusch blieb aus.

Vielleicht hatte ich mich auch nur getäuscht, doch nach einiger Zeit vernahm ich es wieder.

Eine blitzschnelle Drehung, der Lampenstrahl zuckte. Blätter schimmerten. Auf ihnen lagen Wasserperlen, die das Licht brachen, aber einen Feind bemerkte ich nicht.

Da kann man schon ein komisches Gefühl bekommen, wenn man belauert wird und weiß nicht, von wem. Mir erging es so. Ich spürte auch die leichte Gänsehaut, die über meinen Rücken kroch.

Zudem fielen Wassertropfen in meinen Nacken, die kalt und als schmale Bahnen den Körper hinunterrannen.

Fast hätte ich vergessen, mich zu melden. Zufällig warf ich einen Blick auf die Uhr.

Im selben Moment vernahm ich auch schon den Summton des Gerätes. Suko war eben pünktlicher als ich.

Ich holte das Walkie-talkie hervor und stellte auf Empfang. Sukos Stimme klang krächzend, als er fragte: »Alles klar bei dir?«

»Ja, nur habe ich das Gefühl, beobachtet zu werden.«
»Kann ich nicht behaupten.«
»Wo steckst du denn?« erkundigte ich mich und mußte unwillkürlich grinsen.
»Wenn ich das wüßte.«
»Mir geht es ebenso.«
»Hast du einen Vorschlag?«
Ich dachte nach. »Wir geben noch eine halbe Stunde zu. Wenn sich bis dahin nichts getan hat, treffen wir uns und suchen gemeinsam weiter.«
»Hatte ich auch vor.«
»Dann ist ja alles klar. Viel Glück weiterhin. Ende.«
»Ende«, bestätigte Suko.
Ich schaltete das Gerät aus und schob auch wieder die Antenne ein.
Und weiter bewegte ich mich. Das mich begleitende Geräusch war jetzt nicht mehr zu hören. Mittlerweile glaubte ich wirklich an eine Täuschung. Wenn mir Abrakim an den Kragen gewollt hätte, dann hätte er die Chance schon längst nützen können.
Dieser Weg, auf den ich getroffen war, gab mir keine Rätsel mehr auf. Ich hatte inzwischen erkannt, daß er künstlich freigehalten wurde, denn an zahlreichen Zweigen und Ästen sah ich Schnittstellen, wo ein Haumesser die überwachsenden Zweige gekappt hatte.
Lief ich vielleicht in eine Falle?
Unwillkürlich streckte ich den Arm noch weiter vor, bewegte ihn und sah vor mir etwas schimmern.
Weißlich gelb wirkte es.
Ich runzelte die Stirn. Dieses Schimmern paßte nicht in den dunklen Wald. Denn dunkel war es inzwischen geworden.
Ich bewegte mich auf den Punkt zu. Je weiter ich kam, um so mehr verschwand der Nebel, und der Gegenstand schälte sich deutlicher hervor.
Noch erkannte ich ihn nicht genau. Ich schritt schneller aus, hielt dabei die Lampe so, daß der Gegenstand getroffen wurde, und meine Augen weiteten sich.
Vier Schritte trennten mich von meinem Ziel. Jetzt erkannte ich es deutlich.
Es waren zwei Skelette, die nebeneinander an einem Baum hingen!

***

Wie hatten die Leute den Wald noch genannt?
Wald der Gerippe oder Wald der Skelette. Das traf in der Tat zu, wenn ich mir die beiden Knöchernen anschaute, die dicht vor mir am Ast hingen.
Schaurig und makaber sahen sie aus. Der Lichtstrahl meiner Lampe

traf sie, strich über die Knochen und ließ sie hell erscheinen, während die nicht getroffenen im diffusen Nebeldunst verschwanden, als wären sie überhaupt nicht vorhanden.

Nachdem ich meine erste Überraschung überwunden hatte, ging ich weiter vor, bis ich dicht vor den beiden Gerippen stehenblieb.

Ich streckte meine Hand aus und berührte die Knochen.

Eiskalt fühlten sie sich an. Die Feuchtigkeit hatte einen Film auf die Gebeine gelegt, so daß sie glänzten, als hätte sie jemand mit Schmierseife eingerieben.

Natürlich dachte ich darüber nach, wer diese Knöchernen wohl sein könnten. Zu einem Ergebnis kam ich auch. Es handelte sich bei ihnen sicherlich um die beiden verschwundenen Männer der Abräumfirma. Zwei hatte Abrakim ja zurückgeschickt, doch diese beiden hingen als schaurige Warnung an einem Weg.

Mein Gott, was mußten diese Männer durchgemacht haben, als sie noch lebten? Welch eine teuflische Methode hatte Abrakim nur entwickelt, um aus den Menschen Skelette zu machen?

Mich schauderte bei dem Gedanken, und ich beschloß, noch vorsichtiger zu sein.

Dabei dachte ich kühl und logisch nach. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß unser Gegner erst einen langen Weg durch den Wald nahm, bevor er die Skelette aufhängte. Bestimmt befand sich seine Behausung in der Nähe. Als ich zu dieser Schlußfolgerung gelangte, wurde mir mulmig zumute, und ich erinnerte mich wieder an die Geräusche, die ich vernommen hatte.

Schlich Abrakim mir bereits nach? Hielt er mich schon so unter Kontrolle?

Ein Wunder wäre es nicht gewesen. Schließlich kannte er den Wald wie seine Westentasche, für mich war die Umgebung etwas völlig Fremdes.

Alles kam mir unheimlich vor. Es war nicht völlig windstill, und der schwache Wind fuhr nicht nur durch die Bäume und bewegte dabei die kleineren Zweige, sondern auch die am Ast hängenden Skelette. Sie schwangen von einer Seite zur anderen. Manchmal berührten sie sich, wobei ihre Knochen aneinander schabten.

Ein schauderhaftes Geräusch.

Es tat mir leid um die Opfer, aber ich konnte es nicht ändern und auch nicht hier stehenbleiben. Ich mußte weiter. Abrakim sollte keine Opfer mehr finden, dafür wollte ich sorgen.

Drei kleine Schritte trat ich zurück. Davon war einer zuviel. Mit einer Beobachtung hatte ich zwar gerechnet, aber nicht mit den raffiniert aufgebauten Trapperfallen.

Im hohen Gras war die Schlinge auch nicht zu sehen. Ich jedoch trat prompt hinein. Dabei hatte ich sogar noch das Pech, daß beide Füße

gefangen wurden.

Ich spürte nur den Ruck und einen regelrechten Schlag, als mir die Beine unter dem Körper weggerissen wurden. Im nächsten Augenblick war ich so überrascht, daß ich aufschrie, denn ich befand mich von einer Sekunde zur anderen in einer genau entgegengesetzten Lage. Mit anderen Worten, ich stand auf dem Kopf.

Das Blut schoß mir in den Schädel, für die Zeit eines Herzschlages wurde es mir schwarz vor Augen, dabei pendelte ich hin und her, stieß gegen die Gerippe und hörte das Klappern der Knochen.

Anstatt mich rasch auf meine neue Lage einzustellen, war ich viel zu perplex. Das Sprechgerät rutschte aus meiner Tasche, und auch die Beretta verließ die Halfter, wobei sie mit einem dumpfen Schlag zu Boden schlug. Neben dem Walkie-talkie blieb sie liegen, und beides war unerreichbar für mich, obwohl mich nur eine Bleistiftlänge von beidem trennte, denn so dicht schwebten meine Fingerspitzen über den Boden.

Ich pendelte.

Vor und zurück.

Schließlich verringerte sich der Schwung, und auch ich hatte mich wieder einigermaßen gefangen.

Tief atmete ich durch. In meinem Kopf spürte ich einen starken Druck. Der Kreislauf war völlig durcheinander, ebenso wie ich. Hinter meinen Schläfen hämmerte es, und ich fühlte mich verdammt hilflos in dieser Lage.

Weit öffnete ich die Augen. Mit den Blicken waren die weißgrauen Nebelschleier kaum zu durchdringen. Dicht vor mir sah ich das Gras. Ungewöhnlich groß kamen mir die Hahne vor, die an meine Stirn kitzelten.

Ruhig blieb ich in der schlimmen Lage hängen und überlegte weiter. Was konnte ich tun?

Die Beretta hatte ich verloren. Mir war das Kreuz geblieben und auch noch der silberne Dolch.

Er konnte mir helfen, denn wenn es mir gelang, das über meinen Füßen beginnende Seil zu kappen, hatte ich gewonnen. Nur durfte ich den Dolch um Himmels willen nicht verlieren, und ich mußte mich auch beeilen. Ewig würde man mich nicht hier hängen lassen.

Natürlich waren meine Muskeln verkrampft, und es wurde schon schwierig, den rechten Arm zu heben.

Nicht einmal zur Hälfte bekam ich ihn in die Höhe, denn plötzlich hörte ich ein Kichern.

Mein Arm fiel wieder herab.

Dumpfe Geräusche auf dem Grasboden. So, als würde jemand schnell darüberlaufen. Ein Tier vielleicht.

Es war ein Tier.

Und zwar ein pechschwarzer Bluthund, der aus einem in der Nähe wachsenden Gebüsch stürmte und sich mich als sein Ziel aussuchte. Mir fielen die Aussagen des jungen Paares wieder ein, die der Sergeant protokolliert hatte. Die beiden hatten auch von einem Bluthund gesprochen.

Weit hatte er die Schnauze aufgerissen. Für einen Moment bekam ich schreckliche Angst, denn einen Sprung weiter, dann konnte er meine Kehle durchbeißen.

Er tat es nicht. Dicht vor meinem Gesicht ließ er sich auf seine Hinterläufe nieder und blieb erst einmal hocken, wobei er mich nicht aus den Augen ließ.

»Ja, so ist es gut«, hörte ich eine kratzige Stimme.

Und dann sah ich ihn.

Das mußte Abrakim sein, dessen Gestalt sich aus den Nebelschleiern löste. Er war von einem zwergenhaften Wuchs. Ein Gegner, über den ich normalerweise gelächelt hätte, wenn er mich angriff, aber hier verging mir das Lachen, denn er hielt etwas in der rechten Hand, das mich ungemein störte und mir Angst einflößte.

Ein Schlachtermesser!

Dreimal so lang wie der Griff war die breite Klinge, die an ihrer Oberseite wie ein Wulst zulief. Bestimmt war sie scharf wie ein Rasiermesser, und ich begann regelrecht zu zittern, als Abrakim auf mich zulief, wobei er keinen Versuch machte, zu stoppen.

Todesangst überfiel mich. Gespenstisch sah der Zwerg aus, wie er aus dem Nebel kam und seinen rechten Arm schwang. Ein Schlag, und ich würde kopflos da hängen.

Ein heiseres Krächzen drang aus meiner Kehle. Zeichen einer ungeheuren Angst.

Noch zwei Schritte, dann…

Der Bluthund zog sich zurück. Auch er ahnte etwas – und dann blieb der Zwerg stehen.

Ich atmete auf.

Dennoch zitterte ich am ganzen Körper, und dieses Zittern setzte sich auch fort, zudem bemerkte der Zwerg es, und er fing an zu lachen. Vor seinen Lippen dampfte kein Atem, für mich ein Zeichen, daß ich es nicht mit einem Menschen zu tun hatte, sondern mit einem Geschöpf der Hölle.

»Ja!« keuchte er. »Du hast Angst, Fremder, und du sollst Angst haben. So wie die anderen, die in meinen Wald eingedrungen sind, der mir und Mandragoro gehört.«

Mandragoro!

Ein Name war gefallen, den ich gut kannte. Ich brauchte nur zurückzudenken und erinnerte mich wieder an den Fall der mordenden Pflanzen, die in London fast ein riesiges Hotel

verschlungen hätten. Professor Zamorra, Suko und mir war es buchstäblich im letzten Augenblick gelungen, die Gefahr abzuwenden.

Damals war der Dämon Mandragoro auch das Wesen im Hintergrund gewesen. Es hatte nur einen anderen vorgeschickt.

Wie hier…

Mir wurde auch einiges klar. Die beiden Arbeiter hatten sich in Monstren verwandelt, die abgefault waren wie Pflanzen. Sie mußten die Magie des Mandragoro in ihrem Innern gespürt haben.

Wie auch Abrakim.

Er starrte im Augenblick nicht mich an, sondern auf meine Waffen. Die Beretta und das Walkie-talkie lagen dicht vor seinen Schuhspitzen, ebenso die Taschenlampe. Irgend etwas schien Abrakim zu bewegen, denn er duckte sich und zog seinen kahlköpfigen Schädel noch tiefer zwischen die Schultern.

Dann hatte er die Lösung.

In einem Anfall von Zorn hob er den rechten Fuß, ließ ihn für eine halbe Sekunde über dem Sprechgerät schweben und trat wuchtig zu.

Ich verzog das Gesicht, als ich das häßliche Knirschen hörte, das entstand, als der Zwerg das Walkie-talkie zerstörte. Und noch einmal trampelte er.

Nur noch Reste lagen im Gras, mehr war von diesem lebensrettenden Gerät nicht zurückgeblieben.

»Du bist nicht allein gekommen, wie?« fuhr er mich an.

Ich schwieg.

»Los, ich will eine Antwort.« Er sprach schnell, stieß die Worte als Hecheln hervor und war nur schwer zu verstehen. Dabei klatschte er mir die flache Seite des Haumessers gegen die Stirn, so daß ein scharfer Schmerz meinen Kopf durchströmte.

Ich holte ein paarmal tief Luft. Der Schmerz ebbte allmählich ab, der Druck blieb. Es bereitete mir Mühe zu sprechen. »Ja!« keuchte ich. »Du hast recht. Ich bin nicht allein gekommen. Andere sind ebenfalls noch da.«

»Wie viele?«

»Vielleicht einer, vielleicht hundert.« Ich log wie gedruckt, aber das machte nichts. Dieser Abrakim sollte verunsichert werden, damit er nicht ausflippte.

»Hundert?« kreischte er. »Nein, es sind keine hundert. Dann hätte ich sie genau gesehen. Du versuchst nur, deine Haut zu retten, das ist alles.«

»Gut«, erwiderte ich. »Es ist nur einer da. Ich habe einen Freund mitgenommen.«

Abrakim trat etwas zurück und legte den Kopf schief, damit er mich anschauen konnte. »Du wirst es kaum fassen, aber das glaube ich dir sogar.« Scharf drehte er sich um. Dabei blickte er seinen Bluthund an.

»Such ihn!« zischte er. »Such diesen Mann und zerfetze ihn!«

Der Hund hatte bisher vor mir gehockt. Jetzt erhob er sich, sträubte sein Fell, schüttelte sich, knurrte gefährlich und verschwand. In weiten Sprüngen hetzte er davon. Abrakim und ich blieben allein zurück.

Der Zwerg hob das Messer. Prüfend strich er mit der Daumenkuppe über die Klinge.

Das bekam ich genau mit, auch wenn ich in dieser verdammten Lage hing und es mir von Sekunde zu Sekunde schlechter ging, weil sich das Blut immer stärker staute.

»Niemand, der meinen Wald bisher ohne Erlaubnis betreten hat, ist lebend wieder herausgekommen. Ich habe dafür gesorgt, daß er als Warnung für immer hier hängenbleibt, bis selbst seine Knochen vermodert und verfault sind. Auch dir wird es nicht anders ergehen. Du hast den Frevel begangen, den Mandragoro nicht verzeihen kann, und ich noch weniger.«

»Wo ist Mandragoro?« keuchte ich. »Ich will mit ihm sprechen.«

»Nein, er hat mich zu seinem Diener bestimmt. Wenn du reden willst, dann mit mir. Aber es hat keinen Zweck, ich muß mich beeilen, und deshalb werde ich dir jetzt deinen Kopf abschlagen!«

Das hatte ich befürchtet. Wieder schoß Angst in mir hoch. Mein Gesicht verzerrte sich. Verzweifelt ruderte ich mit den Armen, wollte Abrakim packen, doch der zog sich zurück, lachte laut und holte aus…

***

Suko steckte das Sprechgerät wieder ein. So ganz geheuer war es ihm nicht gewesen, ebenso wie die Umgebung, durch die er sich bewegte. Zum Glück hatte John sich gemeldet, ihm also war nichts weiter passiert. Und in einer halben Stunde wollten sie sich treffen, um dann gemeinsam vorzugehen.

Auch dem Chinesen gefiel die Dunkelheit nicht. Hätte er nicht die Lampe bei sich gehabt, so hätte er überhaupt nichts sehen können, denn der Dunst war mittlerweile zu einem Nebel geworden. Das Licht der Lampe reichte nicht mehr weit. Es schien von einem Schwamm aufgesaugt zu werden.

War der Chinese zu Beginn noch relativ schnell vorangekommen, so mußte er jetzt zwangsläufig langsamer gehen. Dieser Teil des Waldes wirkte auf ihn, als hätte hier ein Wirbelsturm gewütet. Zahlreiche Bäume waren geknickt, und niemand hatte sie vom Boden weggeräumt. Sie lagen kreuz und quer, bildeten einen regelrechten Wirrwarr, über den Suko klettern mußte.

Die auf dem Boden liegenden Stämme waren zum Teil vermodert.

Sie mußten schon sehr lange hier liegen. Das Holz war faulig und weich. Längst waren andere Bäume hochgewachsen und hatten den

Platz der alten eingenommen.

Dieser Wald war wirklich außergewöhnlich. Ein Erholungsbecken der Natur, denn hier griff keine *»ordnende«* Hand des Menschen ein.

Alles wuchs und verging so, wie es kam.

Um Suko herum war es ruhig. Er vernahm nur seine eigenen Schritte. Die Nachttiere des Waldes hielten sich zurück, zudem dämpfte der Nebel alle Geräusche.

Zögernd nur tastete sich der Schein der Taschenlampe voran. Ein zitternder Fleck im Nebel, geisterhaft anzusehen, wie ein heller Punkt aus dem Jenseits.

Vergeblich suchte der Chinese nach einem Weg. Er leuchtete nach links und rechts, der Kreis zuckte über den weichen Boden, verfing sich in einem Durcheinander von Ästen und Zweigen, die Suko mit der freien Hand immer wieder zur Seite drücken mußte, damit sie nicht gegen sein Gesicht schlugen.

Ein paarmal zuckte seine Hand zum Walkie-talkie. Er wollte John rufen, doch er dachte an die vereinbarte Zeit und ließ es bleiben. So drang er immer tiefer in den Wald ein und hatte sich irgendwann an die Umgebung gewöhnt. Er war eins mit ihr geworden, stellte sich gut ein und kam deshalb auch besser voran.

Manchmal zuckte selbst Suko zusammen, wenn ihm der wallende und sich bewegende Nebel Figuren vorzauberte, die ihn an geisterhafte Wesen erinnerten. Tanzende Jenseitsgestalten, die allerdings nur Einbildung waren, obwohl Suko schon tatsächlich mit ähnlichen Wesen gekämpft hatte.

Auf einem Baumstamm ließ er sich schließlich nieder und zog das Sprechgerät aus der Tasche. Die dunkelgrüne Farbe schimmerte feucht. Der Nebel hatte sich auch da abgesetzt.

Suko zog die Antenne hervor, knipste den Hebel hoch und gab das Zeichen. Er wartete darauf, daß sich sein Partner John Sinclair meldete, das jedoch geschah nicht.

Das Gerät blieb stumm.

Suko runzelte die Stirn. Wenn das Walkie-talkie so reagierte, stimmte etwas nicht. Er schaltete es wieder aus, dann ein, hielt sein Ohr dicht an die Sprechrillen und stellte fest, daß sein Gerät in Ordnung war, als er das leise Knacken hörte.

Demnach das von John Sinclair nicht.

Und dies wiederum machte den Chinesen nicht nur mißtrauisch, er bekam auch Angst. Freiwillig zerstörte John dieses Walkie-talkie nicht. Wenn er sich nicht meldete, mußte schon ein triftiger Grund vorliegen, und der konnte für John nur Negatives bedeuten.

Der Chinese stand auf. Er steckte das Gerät weg und dachte fieberhaft darüber nach, was er unternehmen sollte.

Zurück konnte er wohl gehen, doch das hätte nichts gebracht. Im

Dunkeln und dazu noch im Nebel laufen war unmöglich. Er hätte sich nur noch weiter verirrt.

Also weitergehen.

Das tat der Chinese auch, nur mit einem noch seltsameren Gefühl als zuvor. Er wußte es zwar nicht hundertprozentig, doch er ahnte, daß sich sein Freund John Sinclair in Gefahr befand. Sicherlich war er in eine Falle gelaufen, die ihm Abrakim gestellt hatte. Das war natürlich beunruhigend genug. Andererseits war John Sinclair ein Mann, der im Laufe der Jahre so einiges durchgestanden hatte, und der sich nicht so leicht ein X für ein U vormachen ließ. Er würde sich schon zu helfen wissen. Sehr oft hatte John in lebensgefährlichen Situationen gesteckt und immer wieder sich daraus befreien können.

Trotz seiner schweren Gedanken ließ Suko die unmittelbare Umgebung keine Sekunde aus den Augen. Er sah genau, wohin der Lichtschein traf, und er wunderte sich, als er plötzlich einen schmalen Pfad entdeckte, der den Wald durchlief.

Der Inspektor von Scotland Yard blieb stehen. Überraschung zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, aber auch Nachdenklichkeit, denn wenn er nach rechts schaute, dann sah er, daß der Pfad in eine kleine Lichtung mündete, und am Ende der Lichtung erkannte Suko beim Näherkommen etwas Breites, Dunkles, das sich als Schemen aus dem grauen Nebel hervorhob.

Umrisse eines Gegenstandes. Sogar eine Hütte, wie der Chinese feststellte.

Suko blieb stehen. Er ahnte, daß er sein Ziel erreicht hatte. Das war die Behausung des geheimnisvollen Abrakim. Gesehen hatte er ihn noch nicht, aber er hatte den Unterschlupf gefunden, und das allein zählte.

Suko wagte nicht zu atmen. Er mußte damit rechnen, beobachtet zu werden. Seine Nerven waren aufs äußerste gespannt. Er glich einem Tier, das irgendwo eine Beute wußte und sich darauf einstellte, die zu reißen.

Schritt für Schritt bewegte er sich auf die geheimnisvolle Hütte zu, die von den grauweißen Nebelschleiern umwabert und zu einem düster drohenden Gebilde verzerrt wurde.

Gefährlich sah sie aus. In ihr schien etwas zu lauern. Unheimliches strömte Suko entgegen. Er stand dicht vor der Lösung des Rätsels. Wenn er die Hütte erreichte und die Tür öffnete, würde er dann Abrakim gegenüberstehen?

Im Wald der Skelette…

Irgendwo hatte alles seinen Anfang. Und Suko rechnete damit, daß dies in der Hütte vor ihm der Fall war.

Die Hälfte der Strecke hatte er überwunden. Er konnte nicht genau erkennen, ob die Hütte Fenster hatte. Licht schimmerte jedenfalls

nicht. Suko hatte auch seine Lampe ausgeschaltet. Der Schein hätte ihn irritiert, er wollte sich voll und ganz auf seine Aufgabe konzentrieren. Und die war gefährlich genug. Er brauchte da nur an die beiden Arbeiter zu denken, die in das Dorf eingedrungen waren und Angst und Schrecken verbreitet hatten. Als widerliche mutierte Wesen, infiziert vom Keim des Bösen.

Suko hoffte nur, daß es ihm nicht auch so erging. Er wollte nicht in die Klauen dieses verfluchten Abrakim geraten. Deshalb war er so vorsichtig.

Die Hälfte der Strecke hatte er bereits überwunden, als er das Geräusch hörte.

Ein Knurren…

Gefährlich und drohend!

Sofort verhielt der Chinese seinen Schritt, blieb stocksteif stehen und lauschte. Sein Blick bohrte sich in das Dunkel, traf auch die Hauswand, und Suko glaubte, daß sich genau dort, und zwar dicht über dem Boden, etwas bewegte.

Ein Tier?

Ja, es war ein Tier, denn plötzlich huschte es zur Seite und schlug einen Bogen nach rechts.

Der Chinese schaltete seine Lampe ein. Der Strahl wurde vom Nebel verschluckt. Suko schwenkte den Arm und leuchtete in die Richtung, wo er das Tier vermutete.

Es war mehr zu ahnen, als zu sehen. Ein Schatten huschte weg, mehr nicht. Aber Suko hatte ihn gesehen. Für ihn lag es auf der Hand, daß der Köter nicht aus lauter Jux und Laune hier herumlief, der hatte eine bestimmte Funktion zu erfüllen.

Wollte er seinen Herrn warnen?

Da hörte Suko bereits in seinem Rücken das wilde Hecheln des Köters. Ungesehen hatte sich das Tier an ihn heranschleichen können. Suko wußte nicht, wie weit der Bluthund von ihm entfernt war und ob die Zeit reichte, sich noch großartig umzudrehen, er tat das, was in seiner Situation das beste war.

Suko lief nach vorn – und in die Falle.

Es war für ihn nicht das beste gewesen, denn plötzlich öffnete sich unter ihm der Boden, und der Chinese fiel in die Tiefe…

***

Geschult in Karate und anderen fernöstlichen Kampfarten, besaß der Chinese ein erstaunliches und überdurchschnittliches Reaktionsvermögen. Er fiel zwar, verlor auch die Lampe, gleichzeitig aber warf er seinen Körper und seine beiden ausgestreckten Arme nach vorn und wuchtete sich so dem gegenüberliegenden Rand der heimtückischen Fallgrube zu.

Suko hatte Glück.

Um die Fallgrube sicherer zu machen und sie vor einem plötzlichen Zusammenbrechen zu bewahren, hatte Abrakim ihre Ränder mit Holz verschalt.

Darauf klatschten Sukos Hände. Bevor er noch weiter abrutschen konnte, griff er mit allen zehn Fingern zu und bekam den scharfen Rand zu fassen.

Der Chinese setzte all seine Kraft ein, die ihm zur Verfügung stand, und er schaffte es.

Suko fiel nicht in die Tiefe, denn das hätte ihn das Leben gekostet.

Er wäre auf grausame Art und Weise umgekommen.

Als Suko seinen Kopf ein wenig nach vorn beugte und dabei auch zur Seite schielte, sah er die Holzstäbe auf dem Grund der Fallgrube. Mit ihren stumpfen Enden waren sie in die Erde gerammt worden, die anderen Enden jedoch hatte man angespitzt, so daß sie wie Pfeile in die Höhe stachen und einen Körper aufgespießt hätten.

Diese Idee war nicht einmal neu. Vlad Dracula hatte sie vor einigen hundert Jahren in seinem Reich ebenfalls verwirklicht, denn daher stammte auch der Name »der Pfähler«.

Und Suko sollte das gleiche Schicksal erleiden wie die Opfer des wahnsinnigen Grafen.

Noch hielt er sich fest. Er hing wirklich mit seinem Gewicht an den Fingern, und er benötigte schon verdammt viel Kraft, um sich halten zu können.

Mit den Beinen strampeln oder bewegen durfte er sich nicht, er hätte zu leicht abrutschen können, denn auch das Holz war feucht und glatt.

Suko suchte nach einem Ausweg. Die Wand der Fallgrube bestand aus Lehm. Er wußte nicht, wie weich oder hart er war, hoffte aber trotzdem, daß er unter Umständen mit den Schuhspitzen hineinhacken und sich so ein wenig abstützen konnte.

Seine Überlegungen zur Rettung wurden unterbrochen, als er ein Hecheln vernahm.

Verdammt, der Bluthund!

Ihn hatte Suko völlig vergessen. Diesem Köter würde es ein Vergnügen bereiten, ihm in die Hand zu beißen. Was dann geschah, konnte sich der Chinese leicht ausrechnen.

Suko konzentrierte sich auf den Bluthund. Dabei legte er den Kopf etwas zurück, so daß sich sein Blickwinkel verbesserte, ohne allerdings über den Rand schauen zu können.

Vor ihm blieb der Hund stehen. Er streckte seinen Kopf vor und öffnete den Rachen. Der Chinese sah die hellgelben Zähne, die vorn gefährlich spitz zuliefen und mit einem Biß den Hals eines Menschen durchtrennen konnten.

Dieses Schicksal stand Suko sicherlich bevor, wenn es nach dem

Köter ging.

Er bewegte sich.

Eine Pfote schob er vor und setzte sie auf Sukos rechte Hand. Er drückte dagegen, drehte seinen Kopf, streckte die Zunge hervor, und Suko hatte das Gefühl, als wurde ein Lappen über seinen Handrücken streichen.

Eine Liebkosung war es sicherlich nicht, denn im nächsten Augenblick würde der Köter zubeißen…

***

Aus!

Ich schloß mit meinem Leben ab. Diesem Schlag konnte ich nicht mehr ausweichen. Nicht durch Pendeln und auch nicht dann, wenn ich mich zur Seite drehte.

Das Messer traf mich immer.

Da huschte ein Schatten heran.

Wie ein Geist tauchte er aus dem Nebel auf, und als Abrakim zuschlagen wollte, war der Schatten plötzlich dicht vor ihm, stieß sich ab und schnellte auf den Mann zu.

Abrakim kam nicht mehr rechtzeitig genug weg, und er kam auch nicht dazu, den Schlag auszuführen. Der Körper des Tieres hieb gegen ihn und riß ihn förmlich von den Beinen.

Abrakim kippte um.

Ich sah, wie er die rechte Hand hob, laut und wütend aufschrie, dann landete er im weichen Gras. Der Wolf war plötzlich über ihm und attackierte ihn.

Ein gewaltiger Kampf begann. Aus meiner Perspektive konnte ich ihm zwar folgen, aber es war doch schwierig, immer auf die gleiche Stelle zu starren.

Von Abrakim sah ich nicht viel. Der Wolf schien sich irgendwie festgebissen zu haben. Ich hörte ein Knurren und Heulen. Körper wälzten sich über den Boden. Ab und zu blinkte auch die gefährliche Klinge auf, und ich sah, wie der Arm des Zwergs in die Höhe zuckte. Er wollte das schwebende Messer in den Körper des Wolfes hauen.

Das Tier schien instinktiv bemerkt zu haben, was der Zwerg vorhatte, denn es ließ seinen Gegner los und zuckte sofort zurück. Den Schlag konnte Abrakim nicht mehr stoppen.

Die Klinge pfiff durch die Luft, verfehlte die Schnauze des Tieres nur knapp und hieb wuchtig in den weichen Waldboden, wobei der Zwerg den Griff allerdings nicht losließ. Er wollte sich nicht selbst seiner kostbarsten Waffe berauben.

Abrakim stand auf.

Wie ein Ball sprang er in die Höhe. Erst jetzt sah ich, daß seine Kleidung zerrissen war. Die Beißzähne des Tieres hatten gewütet und

nicht nur die Kleidung zerrissen, sondern auch in die Haut gehackt und dort tiefe Wunden hinterlassen.

Kein Blut strömte hervor. Es war zwar eine dunkle Masse zu sehen, aber sie konnte man mit Blut nicht vergleichen. Es war das gleiche Zeug, das auch bei den von Suko und mir erledigten Männern aus den Wunden geströmt war.

Nur lebte der Zwerg. Der Wolf war keine geweihte Silberkugel oder ein silberner Dolch, er konnte Abrakim nicht erledigen.

Auch der Zwerg hatte kein Interesse daran, sich auf einen weiteren Kampf mit dem Tier einzulassen. Zu meiner Überraschung machte er auf dem Absatz kehrt und rannte weg. Ich hörte noch, wie er sich durch das Unterholz wühlte und wie sein Lachen durch den Wald geisterte, bevor es der Nebel verschluckte.

Dann war es still.

Und ich war allein. Allein mit einem Wolf, der mir das Leben gerettet hatte.

Warum? so fragte ich mich in Gedanken. Warum hat er das getan? Und ein schon einmal gehegter Verdacht kristallisierte sich in meinem malträtierten Kopf heraus.

Sollte dieser Wolf etwa identisch mit dem sein, den wir getroffen hatten, und in dem ich die Seele einer verstorbenen Frau namens Nadine Berger vermutete?

Wegen des Nebels hatte ich ihn bei seinem ersten Auftreten nicht genau sehen können. Nun aber kam das Tier näher und geriet auch in den Schein meiner am Boden liegenden und dennoch weiter brennenden Taschenlampe. Er durchquerte den Strahl, duckte sich etwas zusammen, so daß sich sein Kopf etwa mit meinem Gesicht auf einer Höhe befand.

Dann blieb er stehen.

Ich konnte in seine Augen schauen. In grünlich schimmernde Augen, die mehr Ähnlichkeit mit denen eines Menschen hatten als mit denen eines Tieres.

Atem dampfte vor seiner Schnauze. Die Augen schauten mich besorgt an, dann beugte der Wolf seinen Kopf noch weiter vor und leckte mit seiner Zunge meine Wangen.

Mir rieselte es eiskalt den Körper hinauf. War dies ein Beweis der Zuneigung?

Ich versuchte zu lächeln. Ohne in den Spiegel zu schauen, wußte ich, daß es mir mißlungen war. Ich brachte höchstens eine Grimasse zustande, mehr nicht.

Auch wollte ich etwas sagen. Das schaffte ich nicht. Meine Kehle war wie zugeschnürt, nur ein Krächzen drang daraus hervor, aber ein Wort konnte ich nicht formulieren.

So schnell, wie er gekommen war, zuckte der Wolf auch wieder

zurück, als hätte er Furcht vor einer neuen Berührung. Dann ging er zur Seite, schlug einen Bogen, rannte los und stieß sich ab.

Er hatte viel Kraft in den Sprung gelegt. Das war auch nötig, um das über meinen Füßen beginnende Seil zu erreichen. Der Wolf wollte es durchbeißen.

Ich zog den Kopf ein. Das Seil über mir ruckte ein paarmal, ich geriet ins Schwingen, und dicht neben mir fiel der Wolf zu Boden.

Er hatte es nicht geschafft.

Das Tier zog sich so weit wie beim erstenmal zurück und nahm einen erneuten Anlauf.

Wieder der mächtige, kraftvolle Sprung. Danach der Ruck am Seil, und er schaffte es.

Der Strick riß!

Ich hatte wieder den Kopf eingezogen. Das war mein Glück. So prallte ich nicht mit der Schädeldecke zu Boden, sondern rollte mich über die Schulter ab.

Erschöpft und unendlich erleichtert blieb ich eine Weile liegen.

Das Blut rauschte in meinen Ohren, so daß ich das Gefühl haben konnte, ein Wasserfall säße in meinem Gehirn.

Ich konnte auch nicht mehr ruhig liegenbleiben, sondern warf mich von einer Seite auf die andere. Dabei hatte ich die Augen aufgerissen. Es ließ sich nicht vermeiden, daß ich hin und wieder den Wolf sah. Er hatte sich hingehockt und beobachtete mich.

Aber war er wirklich ein Wolf? Paßte der Begriff Wölfin nicht viel besser?

Ich glaubte inzwischen fest daran, es mit Nadine Berger zu tun zu haben. Sie mußte es einfach sein, denn die Augen sprachen Bände.

Zudem erinnerte ich mich noch zu genau an die seltsamen Ereignisse auf Nadines Beerdigung, die innerhalb des geheimnisvollen Klosters dann die Auflösung fanden.[4] Endlich kam ich zur Ruhe.

Auf dem Rücken blieb ich liegen. Das Gras wuchs so hoch und war auch mit Farnkraut vermischt, daß mein Körper kaum zu sehen war, weil er abgedeckt wurde.

Langsam setzte ich mich auf. Obwohl ich vorsichtig war, traf mich der Schwindel dennoch. Ich mußte abwarten. Und zwar so lange, bis sich mein Kreislauf wieder beruhigt hatte.

Die Wölfin hockte vor mir. Trotz des Nebels konnte ich sie erkennen. Sie saß einfach zu dicht bei mir.

Ja, das war sie. Eindeutig. Ich täuschte mich nicht. Das war genau die Wölfin, die ich auch in Irland gesehen hatte, als wir das geheimnisvolle Dorf verließen. Auch dort hatte der Nebel dick wie Watte gelegen, und dort hatte ich in die gleichen grünen Augen geschaut.

Ich schluckte, setzte noch zweimal an und kam erst dann dazu, eine

Frage zu stellen.

»Nadine?« hauchte ich.

Die Wölfin sträubte ihr Fell. Sie schien gespürt zu haben, daß ich Bescheid wußte.

»Nadine Berger?«

Nickte sie, oder kam es mir nur so vor? Ein Schauer lief über meinen Rücken. Die Ausläufer eines Lichtstrahls trafen das Tier.

Sein Fell leuchtete an der Stelle gelblich auf.

»Komm, Nadine!« flüsterte ich. »Bleib an meiner Seite. Bitte, ich nehme dich mit!«

Die Wölfin riß ihren Rachen auf. Ich sah für einen Moment die Zähne, empfand jedoch keine Angst davor, dann warf sich das Tier herum und verschwand mit langen Sätzen.

Es brach in das Unterholz hinein, und aus diesem vernahm ich auch ein letztes langgezogenes Heulen.

Ein Abschied!

»Nadine!« schrie ich. »Nadine, ich…«

Nein, sie kam nicht zurück. Sie floh, sie rannte weg. Sie wollte es einfach nicht.

Ich saß wie ein Geschlagener am Boden und preßte beide Handflächen gegen mein Gesicht. Etwas kratzte in meinem Hals, in der Kehle saß ein Kloß, und als mich abermals die Erinnerungen übermannten, mußte ich mich verdammt zusammenreißen, um an den neuen Fall zu denken.

Der hieß Abrakim!

Er war entkommen. Sicherlich lauerte er irgendwo im Hinterhalt.

Einmal hatte er es nicht geschafft, mich zu besiegen. Ich war jedoch sicher, daß er nicht aufgab.

Und Suko fiel mir ein.

Himmel, was mußte er nur denken! Die Zeit, die wir abgemacht hatten, war längst überschritten. Ich hatte mich nicht gemeldet, und mein Partner nahm sicherlich das Schlimmste an.

So schnell es ging, stand ich auf und sammelte meine Waffen ein.

Auch die Taschenlampe nahm ich wieder mit. Einen letzten Blick warf ich auf das Seil, das zerbissen und zusammengerollt vor dem Baumstamm lag. Fast wäre dieser Baum zu meiner letzten Ruhestätte geworden, wenn nicht die Wölfin dagewesen wäre, zu der meine Gedanken immer wieder zurückkehrten.

Ich war sicher, daß dies nicht unsere letzte Begegnung war.

»Mach’s gut, Nadine«, flüsterte ich. »Und gib auf dich acht. Vielleicht gibt es irgendwann mal eine Rettung…«

***

Es war noch gar nicht lange her, da hatte Suko an einer zerbrochenen

Wendeltreppe gehangen und darauf gewartet, daß zwei Klauenfinger ihm die Kehle zudrückten.[5] Es war ihm da gelungen, an seinen geheimnisvollen Stab zu gelangen und das berühmte Wort zu rufen, damit die Zeit angehalten wurde.

Das wollte er jetzt nicht versuchen. Es erschien ihm zu riskant.

Es war also nicht möglich.

Suko gehörte dem Volk der Chinesen an. Sie besaßen eine andere Mentalität als die Europäer. Suko konnte sich entspannen, in sich gehen, um noch einmal für eine Aktion die notwendige Kraft zu sammeln. So etwas kostete Zeit, und die hatte Suko nicht. Ihm blieben höchstens Sekunden, denn dann hatte sich der verdammte Bluthund sicherlich entschieden.

Suko wagte es. Ein Klimmzug.

Nur an den Fingern hängend, zog er sich hoch. Eine schier unglaubliche Leistung, die auch nur ein Mensch wie Suko schaffte, der austrainiert war und in Hunderten von Kämpfen seinen Körper in Form gebracht hatte.

Mit dem Kopf geriet er über den Rand, sah die Schnauze des Bluthundes dicht vor sich und das aufgerissene Maul.

Der Köter wollte zubeißen.

Da wagte der Chinese das Unmögliche.

Noch in der Bewegung hieb er seinen Kopf vor und traf mit der Stirn die Schnauze des Tieres. Auch bei einem Bluthund eine empfindliche Stelle.

Der Köter jaulte auf, drehte sich, hieb Suko noch seinen Schwanz ins Gesicht und wich dann zurück.

Der Chinese bekam die Zeit, die er brauchte. Er konnte sich so weit hochstemmen, wie es nötig war, um ein Bein anzuwinkeln und es über den Rand zu legen.

Geschafft!

Aber die Gefahr war noch längst nicht gebannt. Der Bluthund dachte überhaupt nicht daran, aufzugeben. Er sprang und wuchtete seinen starken, ungemein geschmeidigen Körper auf den Chinesen zu.

Suko riß beide Arme hoch und hielt sie als Deckung vor sein Gesicht, wobei er sie noch angewinkelt hatte und sich gleichzeitig nach vorn warf, denn er wollte von dem unvermeidlichen Anprall nicht zurück und in die Grube geworfen werden.

Sie krachten zusammen. Suko wurde zurückgeworfen. Er schwankte für einen Moment, und fast schien es, als würde er nach hinten kippen.

Er hielt sich in seiner knienden Stellung. Aber der Bluthund hatte ihn gepackt. Seine Pfoten lagen auf den Schultern des Chinesen. Sie drückten rechts und links seines Kopfes hart in das Fleisch.

Der Rachen klappte zu.

Dieser Biß hätte Sukos Kinn zerhackt, aber der Chinese riß den Kopf zur Seite und stemmte sich gleichzeitig gegen den Köter, den er zurückdrücken konnte.

Mit den Läufen schlug der schwarze Hund um sich. Er wollte seinen Gegner treffen, kassierte dafür einen Faustschlag, schnappte wieder zu, und Suko spürte einen stechenden Schmerz am linken Ellbogen. Die Zähne waren durch seine Kleidung und in die Haut gedrungen.

Suko durfte die Bestie auf keinen Fall unterschätzen. Und sie war flink. Immer wieder gelang es ihr, sich dem Griff des Chinesen zu entziehen, bis Suko die Handkante einsetzte.

Ein harter Schlag mit der Rechten.

Doch der Hund bewegte sich in diesem Augenblick zur Seite, so daß Suko ihn nur streifte. Sofort drehte sich der Köter und gab Suko Gelegenheit, auf die Beine zu kommen.

Der Bluthund war bis aufs äußerste gereizt worden. Er hatte gegen Schmerzen zu kämpfen, und sogar eine drohende Niederlage lag in der Luft. Menschen hatten ihn verdorben. Man dressierte ihn auf andere Menschen, er konnte einfach nichts dazu, sondern mußte seinem gefährlichen Trieb folgen.

Er war schnell wie ein Schatten. Aus einer Nebelwolke schien er herauszufliegen, ein kraftstrotzendes Ungetüm, das den Tod seines Gegners wollte.

Suko entschied sich innerhalb eines Sekundenbruchteils. Ein Hechtsprung nach rechts, der harte Aufprall, das Drehen um sich selbst, und er sah, wie der Schatten an ihm vorbei und über ihn hinwegwischte.

Da war die offene Grube. Der Hund hatte soviel Schwung in seinen Sprung gelegt, daß er weiter bis zur Grube getragen wurde. Genau über der Öffnung sackte er nach unten und war plötzlich verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.

Eine schrecklich lange Sekunde geschah nichts. Dann hörte Suko das Klatschen und ein jämmerliches Heulen, das so schlimm klang, wie Suko es selten vernommen hatte. Ein Klagelaut, der in die Nacht wehte und irgendwo im Nebelfeld verstummte.

Danach war es still.

Der Chinese spürte kein Verlangen, an den Rand der Fallgrube zu treten und hinunterzuschauen. Der Hund würde nicht mehr leben, und Suko war nicht erpicht darauf, sich den Kadaver anzuschauen.

Die Hütte interessierte ihn mehr. Erst einmal mußte er pausieren.

Der Kampf und vor allen Dingen die vorherige Rettungsaktion hatten den Chinesen erschöpft, denn auch Suko war keine Maschine. Er brauchte ebenfalls Ruhepausen.

Durch tiefe Atemübungen erlangte Suko sein seelisches und körperliches Gleichgewicht zurück. Bald ging es ihm wieder besser,

und er konnte sein Vorhaben in Angriff nehmen.

Bis zum Haus hatte er es nicht weit. Er war davon überzeugt, daß sich dort niemand aufhielt, denn die Kampfgeräusche hätte Abrakim sicherlich vernommen und wäre erschienen.

Suko war vorsichtig. Die Sache mit der Fallgrube hatte ihn gewarnt. Er schaute sich genau an, wohin er seinen Fuß setzte, und trat erst dann fest zu, als er sicher war, daß sich unter ihm auch keine Falle befand.

Als den Chinesen nur noch zwei Schritte von der Hüttentür trennten, zog er seine Beretta. Vor der Tür blieb er stehen und schaute auf die alte Klinke.

Die linke Hand legte er darauf, spürte auch hier die Feuchtigkeit und lächelte knapp, als er feststellte, daß die Tür nicht abgeschlossen war.

Abrakim fühlte sich sicher.

Bevor Suko die geheimnisvolle Blockhütte betrat, warf er noch einen Blick zurück. Die Fallgrube war nicht mehr zu sehen. Dort waberten die Nebelschleier. Eine quirlende, graue, wallende Masse, die unheimlich wirkte.

Suko hoffte, daß John Sinclair, falls er sich der Hütte näherte, auch die Falle bemerken würde. Diese viereckige schwarze Öffnung war jedenfalls besser zu sehen als der. Grasteppich, der sie ansonsten verdeckte.

Suko betrat die Hütte.

Er schaltete seine Lampe ein und ließ den Strahl einmal kreisen.

Das Licht huschte geisterhaft über die primitiven Einrichtungsgegenstände und blieb schließlich an einem Durchlaß hängen, der von einem Vorhang nur halb verdeckt wurde.

Ein Stollen.

Klar, daß Suko auf ihn besonderes Augenmerk legte. Und er ging davon aus, daß dieser Stollen ein verflixt gefährliches Geheimnis barg. Das jedoch hielt ihn nicht davon ab, ihn zu betreten…

***

Abrakim eilte durch den Wald und die Dunkelheit. Man konnte dies wirklich als eilen bezeichnen, denn im Gegensatz zu einem normalen Menschen, der bei diesem Nebelwetter so gut wie kaum etwas sah, schien der Zwerg die Augen einer Katze zu haben. Er kam gut voran, drehte sich an Hindernissen vorbei oder übersprang sie geschickt. Auch der Nebel machte ihm nichts. Zielsicher fand er seinen Weg.

Die Niederlage wurmte ihn. Sie hatte ihn hart getroffen. Zum zweiten Mal war ihm dieser verfluchte Wolf in die Quere gekommen, aus dem Abrakim nicht schlau wurde. Er tauchte ausgerechnet immer dann auf, wenn Abrakim sich auf der Straße des Sieges befand. Und er hatte den Wolf nicht umbringen können. Irgendwie war dieser anders als die

Tiere, die er kannte.

Vielleicht menschlicher?

Der Zwerg schüttelte diesen Gedanken ab. Nein, menschlicher wohl kaum. Ein Wolf konnte nicht menschlich sein. Er war ein Tier und damit basta.

Abrakim dachte auch an seinen Bluthund. Der Gedanke vom Wolf zum Hund lag auf der Hand. Da brauchte er gar keine große Verbindung zu ziehen.

Hatte sein Aufpasser diesen zweiten Burschen geschnappt, der mit dem anderen in den Wald eingedrungen war? Er hoffte es stark, zudem waren da noch seine Fallen, die er in jahrelanger Arbeit fertiggestellt hatte.

Besonders die Fallgrube vor seiner Hütte hatte es ihm angetan.

Hier war schon mancher hineingestolpert und hatte auf schreckliche Art und Weise sein Leben verloren.

Er wußte, wo die Falltür lag, und umging sie immer. Zudem konnten ihn die Pfähle nicht töten. Er war schon tot. Und über eine Verletzung lachte er auch. Der Wolf hatte sie ihm zugefügt. Ein Mensch wäre an dem Biß vielleicht nicht gestorben, aber dennoch geschwächt worden. Nicht so Abrakim.

Der Zwerg zählte sich zu den lebenden Toten. Er war von Mandragoro infiziert worden. Dieser Dämon wachte über seine Existenz.

Plötzlich blieb der Zwerg stehen.

Er hatte etwas gehört. Zwar schluckte der Nebel einen Teil der Lautstärke, doch unzweifelhaft hatte das Heulen, das dumpf durch den Nebel klang, einen ihm bekannten Klang.

So jaulte nur der Hund. Und auch nur dann, wenn er sich in Lebensgefahr befand oder starb.

Wieder das Klagen. Langgezogen, schmerzerfüllt, langsam verwehend. Vorbei.

Endgültig vorbei?

Abrakim ballte die Hände. In seine Augen trat ein wütendes Funkeln. Er hatte das Heulen genau identifizieren können. Der Hund war gestorben, daran gab es keinen Zweifel.

Aber wer hatte ihn getötet?

Der Kerl, der auch in die Falle am Baum gelaufen war? Oder dessen Kumpan?

Abrakim ließ keine Zeit verstreichen, sondern glitt weiter durch die neblige Nacht. Seine Hände öffneten und schlossen sich. Er war wütend. Seine Gegner hatten einen großen Sieg errungen. Jetzt mußte er so rasch wie möglich in seine Hütte, um zuschlagen zu können.

Die sollten sich wundern…

Abrakim beeilte sich noch mehr. Der Zwerg verschmolz fast mit dem

Boden. Oft genug streckte er einen seiner Arme aus, packte einen Ast und schwang sich wie Tarzan in seiner besten Zeit weiter.

Als er das Gelände um die Hütte erreichte, wurde er vorsichtiger.

Trotzdem wollte er sich noch Gewißheit verschaffen, bewegte sich zur Seite und schaute in die Fallgrube hinein.

Die Sicht reichte sogar aus, um seine Annahme bestätigt zu bekommen. Nicht ein Mensch war dort aufgespießt worden, sondern der zweite Bluthund. Voll war er auf einen der spitzen Pfähle gefallen, der ihn durchbohrt hatte. Jetzt steckte er in verkrampfter Haltung auf dem Pfahl.

Das paßte Abrakim überhaupt nicht. Er hatte hier seinen Gegner vermutet und zog sich vom Rand der Fallgrube zurück. Sein Blick streifte die Hütte.

Steckte sein Feind vielleicht dort?

Der Nebel war dicht. Und er machte auch Abrakim zu schaffen.

Um sehen zu können, mußte er näher an die Hütte heran. Wenn sich jemand in ihrem Innern herumtrieb, dann mußte diese Person Licht machen, um sich orientieren zu können.

Vor seiner Hütte blieb er stehen. Abrakim schloß nie ab, deshalb konnte er jetzt nicht an der Tür erkennen, ob nun jemand hineingegangen war oder nicht.

Er sah auch kein Licht, als er sein Auge gegen einen Spalt preßte.

Doch er spürte, daß jemand in der Nähe war. Er, der selbst kein Mensch war, merkte genau, wann sich Menschen in seinem Umkreis befanden.

Wie hier.

Da steckte einer in der Hütte oder vielleicht sogar schon im Stollen?

Jedes Ding hat zwei Seiten. So auch die Hütte. Abrakim hatte dafür gesorgt, daß er sie nicht nur von vorn betreten konnte, sondern er hatte auch eine Sicherung eingebaut, über die nur er Bescheid wußte. Der andere würde sich wundern.

Der zwergenhafte Untote hielt sich nicht länger vor der Hütte auf, sondern schlich um sie herum. Er drückte sich an der Seitenwand entlang, dann mußte er schon klettern, denn die Hütte war mit der Rückwand gegen den Hang des Hügels gebaut worden. Und in den Hügel führte auch der geheimnisvolle Stollen.

Geschickt und wendig kletterte Abrakim auf das Hüttendach.

Niemand sollte seine Anwesenheit bemerken, deshalb hütete er sich auch, zu laut aufzutreten. Katzenhaft gewandt und geschmeidig bewegte er sich voran.

Die Holzbalken auf dem Dach waren naß. Die Feuchtigkeit hatte sie zu regelrechten kleinen Schlidderbahnen gemacht. Abrakim kannte das Spiel. Er hielt sein Gleichgewicht gut, und schon wenig später hatte er das Dach verlassen und lief dorthin, wo sich der Stollen unter

ihm befand. Hier bedeckten Gras und Laub die Decke.

An einer bestimmten Stelle blieb Abrakim stehen. Jetzt hatte er punktgenau sein Ziel erreicht.

Diabolisch war das Lächeln, das seine Mundwinkel umspielte.

Nun würde er es dem anderen zeigen. Er ging auf die Knie nieder, und seine Hände fanden das, was er gesucht hatte.

Eine Schlinge.

Die rechte Hand krallte er darum. Seine Augen leuchteten. Wer sich jetzt unter ihm befand, der würde sich wundern, falls er überhaupt noch dazu kam…

***

Suko war froh, daß er die Taschenlampe besaß, denn im Stollen war es absolut finster.

Der Chinese spürte die unheimliche Atmosphäre, die hier herrschte. Er war ein sensibler Mensch und hatte es im Laufe der Zeit gelernt, Strömungen zu identifizieren.

Hier war es soweit.

Schwarze Magie lauerte.

Schritt für Schritt drang Suko in den Stollen ein. Unter seinen Füßen knirschte der Dreck. An einigen Stellen waren die Wände und die Decke abgestützt, damit der Stollen nicht einbrach. Die Luft war schlecht. Sie schmeckte verbraucht und modrig. Von Abrakim jedoch sah Suko keine Spur.

Wahrscheinlich hielt sich der Initiator des Ganzen überhaupt nicht in der Behausung auf.

Trotzdem dachte der Chinese nicht an Rückkehr. Er wollte die Hütte zuerst einmal untersuchen. Vielleicht fand er irgendwelche Hinweise auf Abrakim.

Der Lichtstrahl tanzte im Rhythmus seiner Bewegungen. Er glitt über die Seitenwände des Stollens, berührte mal die Decke und wurde zu einem großen Kreis, als er auf ein Hindernis traf. Für Suko ein Zeichen, daß er das Ende des Ganges erreicht hatte.

Dieser Stollen mündete in ein Verlies. Und dort ging es auch nicht mehr weiter.

Als Suko näher kam, sah er zuerst die Badewanne, in der die blaugrüne Flüssigkeit schwappte. Er leuchtete weiter und entdeckte einige Drähte am Boden. Sie waren nicht entwirrt worden und bildeten ein regelrechtes Knäuel.

Suko nahm an, daß mit diesen Drähten jemand gefesselt worden war.

Einen Menschen sah er nicht. Weder einen Gefangenen noch diesen geheimnisvollen Abrakim.

Suko spürte und wußte, daß hier etwas Schreckliches stattgefunden hatte. Hier mußte sich praktisch das magische Zentrum des Abrakim

befinden.

Er sah allerdings keine für Beschwörungen wichtigen Details. Es gab keine Kerzen, keine geheimnisvollen Essenzen oder irgendwelche Pulver. Nur eben diese Wanne mit der Suko unbekannten Flüssigkeit.

Der Chinese hütete sich, die Flüssigkeit zu prüfen. Er steckte keinen Finger hinein, denn er überlegte scharf und ahnte mittlerweile auch Zusammenhänge.

Man hatte in diesem Wald Skelette gefunden, und jeder hatte sich gefragt, wie es wohl gekommen war, daß sich Haut und Fleisch so glatt vom Körper lösen konnten.

Da gab es eigentlich nur eine Erklärung. Abrakim mußte seine Opfer in die Flüssigkeit getunkt haben. Eine andere Erklärung fand der Chinese nicht.

Trotzdem suchte er nach einem Beweis. Er schwenkte den Arm mit der Lampe und leuchtete den Boden. Vorhin waren ihm schon Kleintiere aufgefallen, die über den Boden krochen.

Suko suchte sich einen besonders fetten Käfer aus, bückte sich und nahm das Tier zwischen Daumen und Zeigefinger. »Es tut mir leid«, sagte er dabei, »aber es geht nun mal nicht anders.«

Als sich sein Arm über der Wanne befand, ließ Suko das kleine Tier fallen.

Es berührte die Flüssigkeit. Kaum war es damit in Kontakt gekommen, als die Reaktion einsetzte. Ein Zwischen und Dampfen, noch eine heftige Bewegung des Tieres, dann war es verschwunden.

Aufgelöst…

Nicht einmal Reste schwammen in der Brühe, die so tückisch harmlos die Wanne füllte.

Suko wußte Bescheid. So also hatte dieser verdammte Zwerg seine Opfer getötet. Mein Gott, was mußten die Menschen mitgemacht haben, die Abrakim in diese grauenhafte…

Der Chinese dachte nicht mehr weiter, denn etwas hatte ihn erheblich gestört.

Die Luft in dem Stollen roch verbraucht und modrig. Er hatte sich daran gewöhnt. Und als jetzt der kühle Zug über seinen Nacken streifte, da zuckte der Chinese zusammen.

Sofort hob er den Kopf.

Er richtete auch den Strahl der Lampe nach oben, sah die schmale Öffnung, darüber ein Gesicht und einen glitzernden Draht der nach unten führte.

Gefahr!

Sogar Lebensgefahr, denn Abrakim, mit der Kraft der Hölle ausgerüstet, zog an dem Draht und brachte die Wanne zum Kippen…

***

Fast wäre ich in die Fallgrube gestolpert.

Im letzten Augenblick sah ich das dunkle Rechteck auf dem Boden und konnte noch stoppen.

Himmel, das war knapp gewesen. Genau vor dem Rand blieb ich stehen und warf einen Blick in die Tiefe, wobei ich mit der Lampe leuchtete.

Diese Falle konnte man wirklich als teuflisch und gemein bezeichnen.

Nur ein menschlicher Satan war in der Lage, sich so etwas auszudenken. Ein Satan wie Abrakim. Allerdings hatte er Pech gehabt.

Nicht einer seiner Feinde war in die Falle gelaufen, sondern sein vierbeiniger Begleiter. Den Bluthund hatte es erwischt.

Er war aufgespießt worden. Sein Kadaver blutete aus.

Ich wandte mich schaudernd ab und umrundete das gefährliche Rechteck.

Nach meiner Befreiung war ich den Weg weitergelaufen und so zu dieser Hütte gelangt. Denn ihre Umrisse erkannte ich inzwischen auch. Sie wurden von Nebelwolken umwabert und schienen in Bewegung zu sein. Von Suko sah ich nichts. Dafür jedoch Abrakim, denn als ich langsam vorging, erkannte ich eine Bewegung auf dem Dach der Hütte. Suko konnte es nicht sein, er war wesentlich größer.

Also der Zwerg.

Sofort schaltete ich die Lampe aus. Ich wußte nicht, ob er mich gesehen hatte, deshalb wollte ich im Dunklen bleiben.

Doch, er hatte mich entdeckt, denn ich vernahm seine Stimme.

»Komm ruhig her, Fremder!« Seine Stimme klang hohl, und ich vernahm einen dumpfen Aufprall, als er vom Dach sprang. »Oder soll ich dich holen?«

»Das wird wohl besser sein.«

»Dann komme ich.«

Er kam tatsächlich. Aber er ging nicht auf dem direkten Weg zu mir, sondern schlug einen Bogen. Er bewegte zudem noch seinen Arm, und ich sah das Schimmern der Klinge.

Mit der Beretta versuchte ich, seinen Bewegungen zu folgen.

Wenn die Chance bestand, ihn mit einer Kugel zu erwischen, dann würde ich auch schießen.

Plötzlich war er weg.

Verdammt, da hatte ich einen Moment nicht aufgepaßt. Sosehr ich mich auch anstrengte, ich bekam ihn nicht mehr zu Gesicht. Er hatte mir einen Streich gespielt.

Ich senkte meinen rechten Arm, so daß der Lampenstrahl den Boden traf. Dann ließ ich die Hand weiterwandern. Irgendwie mußte ich ihn doch zu packen kriegen.

Ja, ich hatte ihn.

Da war er schon verflucht nah. Wie ein Gummiball hüpfte er hoch,

ich sah sein bleiches, verzerrtes Gesicht und auch das Schlachtermesser in seiner rechten Hand.

Ich feuerte.

Bei einem normal gewachsenen Menschen hätte ich getroffen.

Und darauf war ich auch irgendwie eingestellt, aber dieser Abrakim war verflucht klein. Die Kugel wischte über seinen blanken Schädel hinweg und verschwand irgendwo im Nebel.

Dann war er vor mir und ließ mich nicht zu einem zweiten Schuß kommen. Abrakim hieb sofort zu. Hastig nahm ich den Kopf zur Seite. Dicht vor meinem Kinn wischte die Klinge vorbei. Ihr Pfeifen hörte ich sogar noch.

Wie eine Katze sprang er mich an.

Ich fiel Abrakim in den Arm. Bevor er ein zweites Mal zuschlagen konnte, hebelte ich ihn mit einem Tritt zu Boden. Er fiel auf den Rücken und fluchte.

Sofort war er wieder hoch. Kaum konnte ich die Beretta in Schußposition bringen, da mußte ich bereits einem nächsten Hieb ausweichen.

Das Messer hackte in den Boden.

Abrakim riß es wieder hervor, fuhr mit einem wilden Schrei auf den Lippen herum und blickte genau in das fahlgelbe Mündungslicht meiner Pistole.

Diesmal traf die Kugel. Da ich nahe bei ihm stand, hörte ich auch den Einschlag.

Er klang dumpf und irgendwie endgültig. Abrakim blieb auf den Beinen. Er hielt auch noch sein Messer fest. Deutlich sah ich die Verletzung, die ihm die Wölfin beigebracht hatte. An der Hüfte quoll die grünliche Masse hervor.

Aber auch das Kugelloch sah ich. Normalerweise war es klein, doch hier vergrößerte es sich von Sekunde zu Sekunde. Immer mehr Schleim drückte von innen dagegen und fand seinen Weg nach draußen. Abrakim stieß seltsame Laute aus, die mich an das Schreien von fliegenden Möwen erinnerten.

Dann wankte er zurück.

Ich unternahm nichts, um ihn aufzuhalten, obwohl er sich immer mehr der Fallgrube näherte. Dabei sackte er immer weiter zusammen. Die Klinge des langen Messers schleifte über den Boden und schnitt dort eine tiefe Furche.

Aus Abrakims Mund sprühte der Schleim. Ich sah es auch aus den Nasenlöchern tropfen und den Augen. Die geweihte Kraft der silbernen Kugel zerstörte das Leben dieses Untoten, der in seinen letzten Sekunden einen grauenhaften Anblick bot, denn das dunkle Zeug rann über sein bleiches Gesicht und zeichnete dort ein verwirrendes Muster.

Abrakim starb.
Allerdings lebte er noch, als er den Rand der Fallgrube erreichte.
Noch ein Schritt, dann war er verschwunden.
Ich hörte nur den Aufprall und einen Herzschlag später einen röchelnden Laut.
Nachzuschauen brauchte ich nicht. Für mich war es jetzt wichtig, meinen Partner zu finden. Ohne Rücksicht auf Verluste stürmte ich der Hütte entgegen…

***

Suko zog und schoß.
Abrakim zuckte zurück. Die Kugel hieb in einen Holzbalken, den Untoten aber traf sie nicht.
Ein hämisches Kichern war das letzte, was der Chinese von ihm vernahm.
Dann kippte die Wanne.
Suko wußte selbst nicht, was ihn warnte. Vielleicht war es der Draht, der noch einmal aufblitzte und eine Funktion haben mußte, auf jeden Fall sprang der Chinese vor.
Er befand sich noch mitten im Sprung, als die Wanne endgültig kippte. Suko brauchte sich nicht erst umzudrehen, um zu wissen, was geschehen war und in welch einer Gefahr er schwebte.
Er prallte vor die gegenüberliegende Wand und sah die gefährliche Flüssigkeit, die sich sofort ausbreitete und ihm bereits den Weg zum Ausgang des Stollens versperrt hatte.
Jetzt wurde es kritisch.
Allerdings hatte Suko auch Glück. Die magische Säure hatte nicht die Fließgeschwindigkeit von Wasser, sie war träger, ungefähr so wie Sirup, und das bedeutete eine Chance für den Chinesen.
Noch befand sich die magische Säure etwa ein Yard von ihm entfernt. Er konnte vorgehen, und zwar dorthin, wo sich über ihm die Öffnung in der Decke befand.
Suko schaute kurz hoch, knickte in den Knien ein und sprang. Er mußte es beim erstenmal schaffen, denn zu einem zweiten Sprung würde er kaum kommen.
Seine Finger fanden den freigelegten Balken. Hart schlossen sie sich darum, und Suko zog augenblicklich seine Beine an, damit ihn die Säure nicht berührte.
Die Öffnung war zwar nicht groß und Suko eigentlich auch zu breit in den Schultern, aber mit dem Lösen eines Balkens und der oberen Schicht hatten sich auch andere gelockert.
Darauf baute der Chinese.
Wie vorhin bei der Fallgrube hielt er sich mit einer Hand fest und stieß den linken Arm in die Höhe. Er drückte gegen einen Balken,

setzte all seine Kraft ein, und es gelang ihm, einen größeren Ausstieg zu brechen.

Dreck rieselte in sein Gesicht. Holzsplitter fuhren in seine Hände.

Was spielte das für eine Rolle?

Suko schaffte es und lag schließlich dort, wo sich wenige Minuten zuvor noch Abrakim befunden hatte. Erst jetzt erinnerte sich der Chinese wieder an die Schüsse, die er während seiner Kletterei vernommen hatte. Er glaubte auch, den Klang einer Beretta erkannt zu haben, demnach befand sich John Sinclair in der Nähe.

Suko ruhte sich nicht länger aus, sondern kam auf die Beine und lief erst über das Stollendach und dann auf das Hausdach, an dessen Rand er stehenblieb.

Er sah seinen Freund an der Tür.

»Suchst du mich, John?« fragte er.

***

Suko grinste mir vom Dach aus entgegen. Dann sprang er. Dicht neben mir kam er auf und schlug mir auf die Schulter. »Alles klar, John?«

»Ja.«

»Auch Abrakim?«

Ich deutete auf die Fallgrube. »Dort liegt er. Ich habe ihn erschossen.«

Um ganz sicher zu sein, gingen wir hin und warfen einen Blick in die Tiefe.

Ja, es hatte ihn erwischt. Wir sahen nichts mehr von ihm. Nur eine dicke, grünlich schimmernde Masse rann an dem zugespitzten Pfahl nach unten. Sie schimmerte sogar im Licht unserer Lampen bläulich.

»Das war's also«, meinte Suko und machte kehrt.

Wir durchsuchten auch noch die Hütte. Suko erklärte mir, als wir im Eingang des Stollens standen, was es mit dieser magischen Säure auf sich gehabt hatte.

»Dahinter steckt Mandragoro«, sagte ich. »Und er hält sich immer zurück. Verdammt, ich wünsche mir einmal, daß ich ihn in die Finger bekomme.«

Der Chinese nickte. »Nur – was machen wir mit dem Zeug?«

»Das beste wäre, wenn wir die Hütte abbrennen«, schlug mein Partner vor.

»Ich sage es Sergeant Fawcett.«

Dann gingen wir.

***

Vor uns lag der Rückweg. Durch den dichten Wald und den verdammten Nebel. Wir hielten uns an den Weg, und während wir gingen, drehte sich unsere Unterhaltung um ein Thema.

Nadine Berger.

Suko war meiner Meinung. »Bestimmt werden wir ihr noch des öfteren begegnen, John.«

»Aber was soll ich tun?«

»Das weiß ich auch nicht. Ehrlich, John. Vielleicht ergibt das die jeweilige Situation.«

»So wird es wohl sein.«

Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, als wir in der Ferne ein Heulen vernahmen.

Irgendwie klang es traurig und deprimierend. Ein letzter Gruß von einem Tier mit einer menschlichen Seele. Ich mußte hart schlucken und saugte die Luft durch die Nase ein.

Suko ließ mich in Ruhe. Er wußte, was in mir vorging. Nach einer Weile gingen wir weiter. Zwei einsame Gestalten, die neuen Abenteuern entgegenschritten…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 194 »Wenn Hexenhände töten«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 191 »Fenris, der Götterwolf«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 55 »Todeszone London«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 191 »Fenris, der Götterwolf«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 194 »Wenn Hexenhände töten«